

Vernetzung, Kooperation und Integration
von Beratungsdiensten in
katholischer Trägerschaft

WEIL
DER
MENSCH
UNTEILBAR
IST

1. Beratungskongress des BKB am 25. Oktober 2007 in Köln

WEIL DER MENSCH UNTEILBAR IST

**Vernetzung, Kooperation und Integration von Beratungsdiensten
in katholischer Trägerschaft**

Weil der Mensch unteilbar ist

Vernetzung, Kooperation und Integration von Beratungsdiensten
in katholischer Trägerschaft

Redaktion: Theresia Wunderlich
Redaktionsassistentin: Hilda Sütterlin

Herausgeber: Bundesforum Katholische Beratung

Freiburg, Mai 2008

Inhalt

EINFÜHRUNG	5
-------------------	---

VORTRÄGE

Um des Menschen willen – Beratung als kirchlicher Grundauftrag Karl Kardinal Lehmann	9
Gut beraten? – Eine Anfrage an Kirche und ihre Caritas Dr. Daniel Deckers	20

STATEMENTS

Lasst uns differenziert herangehen, um der Sache und um der Menschen willen Prälat Theo Paul, Generalvikar, Bischöfliches Generalvikariat, Diözese Osnabrück	37
Wir brauchen eine Gesamtkonzeption Domkapitular Andreas Möhrle, Seelsorgeamtsleiter, Erzbischöfliches Ordinariat Freiburg	38
Kirchliche Familienberatungsstelle mit klar zu erkennenden Standards und Angeboten Msgr. Wolfgang Tripp, Diözesan-Caritasdirektor, Caritasverband der Diözese Rottenburg-Stuttgart.	39
Mit einer großen Gruppe von Ehrenamtlichen aus den Kirchengemeinden ist es möglich, den Menschen eine niederschwellige Beratung anzubieten Barbara Handke, Direktorin, Caritasverband Wiesbaden-Rheingau-Taunus e. V.	41
Lasst uns die Vernetzungen in der hohen Dichte, die wir jetzt haben, beibehalten. Dann sind wir gut aufgestellt Dr. Hannspeter Schmidt, Erzbischöfliches Generalvikariat, Hauptabteilung Seelsorge, Erzdiözese Köln	42

PROJEKTE

- | | |
|--|----|
| ▪ Katholisches Familienzentrum St. Severin Köln | 47 |
| ▪ Multidimensionale Vernetzung in der Beratung, Leinefelde | 48 |

▪ Portal Online-Beratung des Deutschen Caritasverbandes e.V.	49
▪ Monikahaus – Hilfen für Familien unter einem Dach, Frankfurt	50
▪ Onlineberatung im Bereich der Ehe-, Familien- und Lebensberatung (EFL)	51
▪ [ka:punkt], Hannover	52
▪ Kontaktstelle Caritas, München	53
▪ TelefonSeelsorge im Internet	54
▪ CaritasSozialBeratung, Münster	55

EINLADUNG ZUM DISKURS

Blick nach vorn	59
Aufgaben und Arbeitsstränge des Bundesforums Katholische Beratung bis 2010	

ANHANG

Thesen des Vorstandes des Bundesforums Katholische Beratung zur Kooperation und Vernetzung kirchlicher Beratungsdienste	71
Kooperation, Vernetzung, Integration	75
Erläuterungen zur Begrifflichkeit	

Einführung

Das Bundesforum Katholische Beratung (BKB) engagiert sich seit seiner Gründung im Jahr 2001 dafür, dass die Beratungsstellen in katholischer Trägerschaft mit ihrem spezifischen Profil den Rat suchenden Menschen zur Seite stehen können. Ihr Auftrag ist es, den Menschen durch helfende und heilende Zuwendung und Unterstützung die Solidarität Gottes und sein unbedingtes Ja zum Einzelnen erfahrbar zu machen. Im Mittelpunkt stehen Menschen, die durch Beziehungskonflikte, Arbeitslosigkeit oder Schulden in schwierige Lebenssituationen geraten sind. Die Beratung in katholischen Beratungsdiensten soll diesen Menschen neue Perspektiven eröffnen. Sie soll dazu beitragen, den Teufelskreis von Depression, Verzweiflung und Chancenlosigkeit zu durchbrechen.

Als Antwort auf die vielfältigen Notlagen hat sich ein breites Spektrum an kirchlichen Beratungsdiensten von der Adoptions- und Aidsberatung bis hin zur Beratung rund um den Zivildienst entwickelt – sozusagen von A bis Z. Die Beratungsstellen leisten hier Hervorragendes und katholische Anbieter genießen große Wertschätzung. Dies ist nur möglich durch die hoch qualifizierte Arbeit der Beraterinnen und Berater.

Und trotzdem befindet sich die Beratungslandschaft seit geraumer Zeit im Umbruch. Mitarbeitende und Rechtsträger, aber auch die Nutzerinnen und Nutzer und nicht zuletzt die Kostenträger stellen das Angebot auf den Prüfstand und fragen:

- Entsprechen die Konzepte und das vorhandene Angebotsspektrum noch den Bedarfslagen der Menschen?
- Welche Auswirkungen haben veränderte Bedarfslagen auf die Anforderungsprofile der Beraterinnen und Berater und möglicherweise auch auf Anforderungen an die Träger?
- Können vor dem Hintergrund der mancherorts schwierigen Finanzlage die erforderlichen fachlichen Qualitätsstandards gehalten werden?
- Und nicht zuletzt: Wie können wir das kirchlich-caritative Alleinstellungsmerkmal, das Proprium unserer Arbeit, intern noch besser pflegen und nach außen hin noch wirksamer kommunizieren?

Mit dem ersten Beratungskongress „Weil der Mensch unteilbar ist – Vernetzung, Kooperation und Integration von Beratungsdiensten in katholischer Trägerschaft“ im Oktober 2007 wurden diese Themen aufgegriffen und gemeinsam nach Antworten gesucht. Wichtige Impulse gaben die Hauptvorträge. Kardinal Karl Lehmann formulierte Grundlagen einer kirchlichen Beratungsarbeit. Dr. Daniel Deckers von der FAZ beleuchtete aus der Perspektive eines kritischen Beobachters und geübten Analytikers das kirchliche Angebot vor dem Hintergrund der gesellschaftlichen Entwicklungen. In Kurzinterviews wurden ausgewählte Personen in ihrer Funktion als Mitgestalter und Mitentscheider der kirchlichen Beratungsarbeit nach ihren Erfahrungen und ihren Einschätzungen befragt.

Sechs Praxisprojekte und die drei Online-Beratungsprojekte sind gelungene Beispiele dafür, was in Sachen Kooperation, Vernetzung und Integration möglich ist: Sie orientieren sich mit ihrem Angebot intensiv am Bedarf und verbinden Beratung sowie konkrete Hilfe effektiv miteinander. Sie erreichen Menschen, die von Benachteiligung betroffen sind. Und sie verbinden als zentrales Qualitätsmerkmal das berufliche und das ehrenamtlich/freiwillige Engagement zu einer ganzheitlichen Leistung. Viele der Projekte wären es wert, Nachahmer in anderen Diözesen zu finden. Der Kongress war dem Anspruch verpflichtet, die Rolle der kirchlich-caritativen Beratungsdienste in unserer Kirche zu präzisieren und zu profilieren.

Mit der vorliegenden Broschüre laden wir Sie im Namen des Vorstandes des Bundesforums Katholische Beratung zum Dialog über die Zukunft der kirchlich-caritativen Beratungslandschaft ein.

Das Bundesforum Katholische Beratung wird auch künftig nach Kräften daran arbeiten, die Beratungsdienste in katholischer Trägerschaft im Sinne des gemeinsamen pastoralen und diakonischen Anliegens zu profilieren. Dazu gehören die konzeptionelle Weiterentwicklung der kirchlich-caritativen Beratungsdienste als einem Grundauftrag der Kirche und ihrer Caritas sowie der fachübergreifende Austausch untereinander und mit den kirchlichen und verbandlichen Strukturen. Weiterhin geht es uns um die Bündelung der Interessen der Beratungsdienste innerhalb der Kirche und ihrer Caritas sowie gegenüber der Politik. Nicht zuletzt möchte das Bundesforum Katholische Beratung beitragen, die finanzielle Situation der Beratungsdienste zu verbessern und die Rahmenbedingungen zu sichern, welche die hohe Qualität der Arbeit auch in Zukunft ermöglichen sollen.

Prälat Dr. Peter Neher
Pater Dr. Manfred Entrich OP

VORTRÄGE

Um des Menschen willen – Beratung als kirchlicher Grundauftrag

Karl Kardinal Lehmann

I.

Beratung hat heute einen großen Stellenwert bei der Bewältigung vieler Konflikte und Notsituationen bekommen. Oft erscheint sie dabei als Dreh- und Angelpunkt bei der Lösung menschlicher Probleme. Nun zielt Beratung immer schon darauf ab, dass sich der Ratsuchende angenommen und verstanden erfährt. Die Beratung bezieht die konkrete Situation des Ratsuchenden grundlegend ein. Wer in einer Krise ist, möchte zuerst seine ihm oft ausweglos erscheinende Situation dartun.

Der Ratsuchende ist oft der Meinung, er finde sich in einer einmaligen Situation, die durch bestimmte Herausforderungen, Beziehungen und Konflikte entstanden ist. Jede Beratung will das komplexe Netz einer solchen Konstellation bewusst machen. Wenn diese Situation zur Sprache kommt, wird dies nicht selten bereits durch die Überwindung der Sprachlosigkeit als eine Art Befreiung vom Druck der Lage erfahren.

Beratung hält sich entschieden zurück mit Schuldzuweisungen und Vorwürfen. Beratung wird immer wichtiger in einer Welt, in der Orientierungen von außen, Lehren und Normen nicht mehr so leicht angenommen werden. Dies hat viele Gründe. Unsere Welt ist komplexer und unübersichtlicher geworden. Die Überfülle der Einladungen und Angebote bringt uns in Entscheidungsnot. Die vielen Informationen können nicht mehr leicht auf rationale Weise geordnet, beurteilt und verarbeitet werden. Darum herrscht trotz eines Überangebotes an Informationen ein Defizit an Orientierung vor. Auf der einen Seite strebt der Mensch eine immer größere Individualisierung und Pluralisierung der Wertüberzeugungen und der Lebensstile an, aber zugleich überfordert uns die Entscheidung: Die Auswahl aus den vielen Möglichkeiten und die Nötigung zu nur *einer* Option können fast krank machen, da die konkrete Entscheidung nur für *eine* Möglichkeit fast immer als Verarmung erscheint. Nicht zuletzt davon rührt auch eine Verringerung der Bindungsfähigkeit des Menschen her, der glaubt, bei einem entschiedenen Eintreten für *eine* Position oder auch für *eine* Person begeben er sich vieler Entfaltungsmöglichkeiten. Mit diesem Schwund an Bindungsfähigkeit geht auch ein Verlust an Vertrauen einher. Dies macht den Menschen viel unsicherer in seinem Verhalten. Jeder „Fundamentalismus“ ist die verständliche Suche nach einer verlässlichen Gewissheit, aber zugleich der missglückte Versuch einer Antwort auf verlorene Sicherheit. Je mehr wir unsere Welt und unsere Zukunft schöpferisch gestalten können, umso empfindlicher werden wir dabei gegen die dabei entstehenden Risiken. Wir sind merkwürdigerweise weniger bereit, solche Lebensrisiken hinzunehmen, wenn diese letztlich als Resultate unserer eigenen Optionen zustande kommen. Hier liegt einer der Gründe, warum wir in allen Lebenslagen mehr Beratungen verlangen und brauchen. Es sind nicht in erster Linie persönliche Labilität und Orientierungslosigkeit der Menschen, die mehr Beratung erforderlich machen, sondern schon zuvor die modernen Lebensbedingungen, die vielfach „Orientierungswaisen“ hervorbringen. Es ist der flexible Mensch, der sich selbst ein Rätsel wird.

Diese Grundsituation bringt eine hohe Ambivalenz für den Ratsuchenden und den Berater mit. Die Privatsphäre und die Intimität des Menschen werden durch die Zunahme von Beratung in außerordentlichem Maß zugänglich. Dies kann die Abhängigkeit des Ratsuchenden erhöhen, obgleich die Beratung dazu dienen soll, dass er als eigenverantwortliches Individuum in seiner Gesamtsituation stabilisiert und ermutigt wird. Je tiefer die Not, desto mehr droht die Gefahr, dass er sich der Kompetenz des Beraters ausliefert und diese auch nicht mehr kontrollieren kann. Beratung soll aber gerade eine selbst verantwortliche Entscheidung ermöglichen. Der Berater selbst muss sich seinerseits über alles höhere Wissen eines Experten hinaus auch bis zu einem gewissen Grad dem Suchenden und seiner Not verstehend öffnen. Er muss jedoch alles tun, um auf keiner Seite neue Abhängigkeiten entstehen zu

lassen. Die unauslöschliche Verschiedenheit des Anderen muss akzeptiert werden. Hier kann es zu schwerwiegenden Konflikten kommen, wenn z. B. ein Berater erkennen muss, dass ein Mensch sich durch eine unangemessene Entscheidung in ernsthafte Gefahr begibt oder auf andere destruktiv einwirkt. Die Achtung vor der Eigenständigkeit des Ratsuchenden, die mitmenschliche Verantwortung für ihn selbst und das Wohl anderer können hier in einen großen Konflikt kommen. Nur in einem dialogischen Prozess kann eine wirkliche Lösung gefunden werden. Es gibt zweifellos aber auch subtile Gefährdungen der inneren Anpassung, gerade in Not und Verlegenheit.

II.

Es existiert keine einheitliche Theorie der Beratung. Ja, die verschiedenen Konzepte machen nur selten ihre weitgehend impliziten anthropologischen Voraussetzungen transparent. Hinter vielen Beratungskonzepten steht sehr oft ein Menschenbild, das fast selbstverständlich als gültig angenommen wird, ohne dass es explizit in Erscheinung tritt oder gar zur Diskussion gestellt wird.

Aus dem bisher Gesagten geht hervor, dass die Beratungskonzepte zwischen einer helfenden Orientierung „von außen“ und einer Stärkung der individuellen Kräfte der Persönlichkeit, die bereits vorhanden oder wenigstens im Subjekt angelegt sind, schwanken. Auf jeden Fall will Beratung eine reine Lenkung von außen vermeiden. Insofern schwingt in den modernen Beratungskonzepten fast immer die Ablehnung externer Normen mit. Gegenüber der Eigenverantwortung des betroffenen Subjekts dürfen keine objektiven Vorgaben geltend gemacht werden. Die meisten Beratungskonzepte gehen von einem sehr zugespitzten Autonomie-Verständnis des Menschen aus, das jede Orientierung an „fremden“ Normen im Namen der Freiheit ausschließt. Das Menschenbild vieler Beratungskonzepte wird in einem hohen Maß vom Modell einer fast ausschließlichen Selbstbestimmung geprägt.

In der Literatur ist diese Eigenart des Beratungsverständnisses mit dem begrifflichen Gegensatzpaar „nicht-direktiv/direktiv“ verknüpft. Der enorme Einfluss des amerikanischen Psychologen und Therapeuten Carl Rogers im ganzen Bereich des Beratungswesens hat dazu geführt, dass der Begriff „nicht-direktiv“ fast schablonenhaft verwendet wird. Rogers meint in seinem 1942 in den USA und erst 1972 in deutscher Übersetzung erschienenen Buch „Die nicht-direktive Beratung“¹ mit dieser Kennzeichnung zunächst, dass das Individuum im Mittelpunkt der Betrachtung steht. Es sei nicht das Ziel, ein bestimmtes Problem zu lösen, sondern dem Individuum zu helfen, sich so zu entwickeln, dass es mit einem Problem jetzt und später auf bessere Weise fertig werden kann. Dem Ratsuchenden Direktiven zu geben, würde bedeuten, ihn durch Lösungen und Verhaltensmuster von außen her zu führen. In Wirklichkeit käme alles darauf an, dass der Ratsuchende seine Situation erkennt, den Leidensdruck annimmt und durch Mobilisierung in ihm selbst schlummernder Kräfte zu einer Lösung kommt. Alles andere wäre eine Manipulation. Im Übrigen wären Ratschläge oder Verhaltensanweisungen auch sehr oft unwirksam, weil sie der inneren oder äußeren Situation des Ratsuchenden nicht angemessen seien und von ihm nicht produktiv aufgenommen werden könnten. Der Berater müsse sich also in gewisser Weise verweigern, wenn von ihm Ratschläge erwartet werden. Vielmehr müsse er einen therapeutischen Prozess in Gang setzen, der die selbstheilenden Kräfte weckt und aktiviert.

Die Kennzeichnung „nicht-direktive Beratung“ kann jedoch täuschen, wenn zu viel daraus gefolgert wird. Denn auch Rogers fordert ein ganz bestimmtes Verhalten des Ratsuchenden. „Mit all seinen Interventionen will er den Klienten auf seine eigenen inneren Möglichkeiten hinweisen. Jedes Nicken, jedes Formulieren einer durchschimmernden Bedeutung stellt eine

¹ C. R. Rogers, Die nicht-direktive Beratung, München 1972; Frankfurt a. M. 1985 u.ö., vgl. auch unten Anm. 8.

Anweisung dar: ‚Sieh, was du hier in dir entdeckst.‘² Rogers leugnet auch nicht, dass besonders in akuten Krisen-Interventionen stärkere „Eingriffe“ erfolgen müssen. Im Übrigen hat er selbst in den späteren Publikationen (ab 1946) begründet, warum er den Begriff „nicht-direktiv“ lieber durch „klientenzentriert“ oder später „personenzentriert“ ersetzen wollte. Dennoch hat sich bei der weltweiten, allgemeinen Rezeption der Begriff „nicht-direktiv“ in der eingangs herausgestellten Bedeutung erhalten. Nicht-direktiv meint in der ursprünglichen Intention Rogers, dass das Individuum und seine Situation im Zentrum stehen müssen, keine autoritäre Indoktrination ausgeübt wird und die Initiative zu neuen Verhaltensweisen vom Ratsuchenden selbst ausgeht. Insofern trifft in der Tat das Wort „klientenzentriert“ bzw. „personenzentriert“ die gemeinte Sache sehr viel besser. Es sei aber nicht verschwiegen, dass trotz dieser begrifflichen Klärung die inhaltliche, auf das Menschenbild gerichtete Konzeption Rogers sich in seinen späteren Publikationen immer mehr auf ein bestimmtes humanistisches Persönlichkeitsideal verengte.

Auch wenn durch die folgende Entwicklung vor allem der Familientherapie die Polarität nicht-direktiv/direktiv mehr in den Hintergrund getreten ist, so ist z. B. im Zusammenhang der Schwangerschaftskonfliktberatung das Schlagwort „nicht-direktiv“ ziemlich vorherrschend geblieben. Man räumt sonst eher bereitwillig ein, dass der Berater sich ein Ziel setzt, nämlich Menschen von ihren Ängsten zu befreien und ihnen Mut für ein eigenverantwortliches Leben zuzusprechen. „Der Berater versucht, Menschen Lebensmut zu geben, ihnen zu helfen, überflüssige Ängste zu überwinden, die Furcht, mit Menschen zusammenzutreffen, die Furcht, sich zu verlieben, die Ängste, die sie überkommen mögen, wenn sie eine neue Aufgabe übernehmen ... Das Ziel des Beraters ist es, Menschen, die gebrochenen Mutes zu ihm kommen, einen Ausblick auf die vor ihnen liegenden Möglichkeiten der Freude und der Erfüllung zu eröffnen.“³

III.

Die Konsequenzen für die Rolle der Beratung z. B. im Schwangerschaftskonflikt liegen auf der Hand. Wenn das Beratungskonzept sich eng an das durchschnittlich vertretene, sehr autonome Menschenbild anlehnt, dann ist die Beratung oft von vornherein gegenüber Motiven von außen immun. Das Beratungsgeschehen verdient dann den Namen „Beratung“ eigentlich nicht. Beim Schwangerschaftskonflikt steigern sich diese Aporien über das bisher Gesagte hinaus in einer besonderen Weise. Da ich mich über Jahre damit besonders beschäftigt habe, möchte ich dies daran aufzeigen.

Wenn das Beratungsgeschehen keine gezielte Motivierung zulässt, besteht die Gefahr, dass die Beratung nur das bestätigt, was der Ratsuchende von vornherein hören wollte. Von da aus ist es kein weiter Weg, die Entscheidung über einen Schwangerschaftsabbruch ganz der Selbstbestimmung der Frau zu übereignen und letztlich von einer Art „Selbsteinschätzung“ oder „Selbstindikation“ als einzigem Kriterium auszugehen. Objektive Kriterien und gar die Entscheidung Dritter können hier keinen Einfluss erreichen, da sie im Bereich unerlaubter Direktiven anzusiedeln wären.

Beim Schwangerschaftskonflikt geht es aber nie nur um das Individuum allein, schon gar nicht in einer autonomen Konstellation. Es geht immer um eine Mutter und ihr Kind. Ein Beratungskonzept, das von vornherein auf ein autonomes Subjekt mit seinem artikulierbaren Selbstbestimmungsrecht abhebt, kann die besondere Zusammengehörigkeit von Mutter und Kind, vor allem aber das eigene Lebensrecht des ungeborenen Kindes, das gewiss von der

² Bruno Rutishauser, Nichtdirektiv-direktiv. Zwei Konzepte in Therapie und Beratung, in: Beratung, Diagnostik und Therapie in der anthropologischen Psychologie. Festschrift für Detlev von Uslar, hg. von U. Imoberdorf / U. Reichlin (Hg.), Stuttgart 1960, 92–106, Zitat 1(5).

³ R. May, Die Kunst der Beratung, Mainz 1991, 164.

Verantwortung der Mutter nicht abgetrennt werden kann, kaum erfassen. Dies ist wohl auch der Grund, warum so viele Versuche, das eigene Lebensrecht des ungeborenen Kindes gebührend zur Geltung zu bringen, weitgehend auf taube Ohren stoßen. Das implizit zugrunde liegende Menschenbild mit seinen individualistischen Emanzipationstendenzen ist letzten Endes nicht in der Lage, neben dem Verlangen der Mutter grundlegend andere Momente in ihrem eigenen Gewicht anzuerkennen und zu integrieren. „Der Konflikt in der Beratung ist nicht immer, aber oft der Konflikt zwischen der Unerträglichkeit der Not und der Unverfügbarkeit des Rechts anderer und des Sittengesetzes. – Das wird am deutlichsten bei der so genannten Notlagenindikation. Bei ihr müssen wir uns immer klar sein, dass in der Sprechstunde nicht nur eine Person in ihrer Not und Verzweiflung sitzt – nämlich die Mutter –, sondern mindestens zwei, die unserer Sorge anvertraut sind, die Mutter und ihr Kind. Es ist, als ob der Zweite, das winzige Wesen im Leib der Mutter, auch zu uns spricht und bittet, dass wir es beschützen, dass wir sein Lebensrecht wahren müssen, auch wenn die Mutter es nicht tut. – Nun ist klar, dass der Berater oft in der Gefahr ist, sich ganz auf die Seite der unerträglichen Not der Anwesenden zu stellen und die Rechte der Abwesenden und Schweigenden weniger zu beachten, – als sei das nur deren Problem, und als würden sie ihn nichts angehen. Aber das geht nicht. Denn die Beachtung der Gerechtigkeit ist eine Aufgabe des Beraters, nicht nur ein Problem der Parteien.“⁴

Die Tatsache, dass die schwangere Frau bei der Beratung z. B. die dafür vorgesehene Bescheinigung „sofort“ verlangen kann und dieser Bitte entsprochen werden muss, legt den Verdacht nahe, dass man in einem solchen Beratungskonzept einen wirklichen Prozess mit evtl. mehreren Beratungsgesprächen, der auch Zeit lässt für eine mögliche Veränderung der Einstellung, im Grunde gar nicht will. Jede echte Beratung braucht – was ganz selbstverständlich ist – ihre Zeit. Es ist ein Hohn, wenn dieses Gewähren von Zeit von vornherein keine Rolle spielt. Beratung und Zeit bilden einen ganz wichtigen Zusammenhang.

In diesen Umkreis der Fassung des Beratungskonzeptes fügt sich konsequent ein, dass die so genannte Beratung mehrfach auf eine bloße Information reduziert wird. Im Grunde könnte eine solche Information auch nur schriftlich erfolgen, zumal die Frau keine Darstellungspflicht hat. Damit wird aber der Begriff der Beratung fast völlig ausgehöhlt, denn die Chance, auf dem Weg der Beratung bisherige Einstellungen in einer für das Kind günstigen Weise zu ändern, nähert sich dem Nullpunkt. Wenn die Beratung die ihr zugeordnete Schutzfunktion erfüllen soll, darf sie sich nicht auf eine bloße Information über Leistungseinrichtungen oder Rechtsansprüche beschränken. Das Bundesverfassungsgerichtsurteil von 1975⁵ setzt voraus, dass auf den Motivationsprozess gezielt Einfluss zu nehmen ist: „Auf eine solche Einflussnahme kommt es jedenfalls entscheidend an, wenn der Beratung ein Schutzeffekt zugunsten des werdenden Lebens zukommen soll.“⁶

Es ist keine Übertreibung festzustellen, dass in einem solchen Konzept das Wesen der Beratung fast völlig entleert und seiner Eigenart beraubt wird. Es bleibt nur noch eine Karikatur. Dabei wird das Wesen der Beratung in eigentümlicher Weise verkannt: Auf der einen Seite wird im Systemmodell der Fristenregelung von der Beratung allein etwas verlangt, was sie für sich einfach nicht zu leisten vermag, nämlich eine effektive Durchsetzung des Lebensschutzes; Beratung selbst ist nämlich in ihrem Prozesscharakter echt offen, in ihrem Ergebnis unbestimmbar und darum auch riskant. Sie kann nicht ihren eigenen Erfolg garantieren. Auf der anderen Seite wird oft auch gar nicht versucht, die spezifische Stärke von Beratung mit ihren eigenen Möglichkeiten richtig ins Spiel zu bringen. Darum ist sie eigentlich nur eine Farce dessen, was Beratung wirklich ist. Dies soll zu diesem Aspekt einstweilen genügen.

⁴ A. Görres, Rat in einer ratlosen Welt, in: Rat in ratloser Zeit, hg. von I. Post / N. Klann / F. Herzog (Hg.), Freiburg i. Br. 1986, 10–29, Zitat 17.

⁵ BVerfG 38, 1, 61f.

⁶ Ebd.

IV.

Ich komme nochmals auf einige grundsätzliche Aspekte zurück, die besonders auch neuere Entwicklungen berücksichtigen. In den letzten Jahren sind auf der Ebene individueller Lebensgestaltung viele Grenzen verschoben worden. Besonders in den Beziehungen von Mensch zu Mensch sind bisherige Grenzen gefallen. Der gesellschaftliche Wertewandel hat besonders im Bereich zwischenmenschlicher Beziehungen zu einer Pluralisierung der Lebensformen geführt. Begriffe wie Ehe und Familie sind diesem Wandel in einem hohen Maße ausgesetzt; neuere Lebensformen, wie z. B. nichteheliche Lebensgemeinschaften, verlangen immer wieder nach gleichwertiger Anerkennung. So ist es auch verständlich, dass gerade die Biografien und Lebensgeschichten vieler Menschen anders strukturiert sind als bisher: Sie sind weniger kontinuierlich im Blick auf die Lebensform und die berufliche Position, sondern brechen ab, ja stürzen ab und setzen sich über Brüche hinweg wieder fort. Durch das hohe Alter, das viele Menschen heute erreichen, haben sich auch Lebensplanung und Lebenserwartung nachhaltig verändert. Hinzu kommt, dass die Neuorientierung im geeinten Deutschland, die Erweiterung in ganz Europa sowie die Folgen eines gewaltigen Modernisierungsschubs in der Wirtschaft und die Globalisierung neue Realitäten geschaffen haben, die einerseits die Lebenschancen vieler Menschen erweitern, andererseits in schwere Krisen führen: Anwachsen von Situationen der Armut, Sinnkrise aufgrund von Arbeitslosigkeit, hochgradige Individualisierung.

Die Bilanz dieser Erweiterung unserer Freiheitsspielräume liegt noch nicht auf dem Tisch, obgleich die Skepsis steigt. Die Entgrenzung wird von vielen und in vielem als Gewinn und Chance gesehen. Für viele Menschen, die bisher sehr eingeschränkt, ja – man denke an Mittel- und Osteuropa – geradezu eingesperrt leben mussten, ist dies leicht nachzuvollziehen. Jetzt werden Möglichkeiten des Lebens realisierbar, die vor kurzem noch ein Traum waren. Dennoch zeigen sich erhebliche Belastungen gerade des einzelnen, der sich z. B. durch die vielen Wahlmöglichkeiten überfordert sieht. Dies gilt für die persönlichen Beziehungen und nicht minder für den Bereich von Erziehung und Arbeit. Dabei geht es nicht nur um die Lebensgeschichten einzelner, sondern auch um einen Schwund des Gemeinsinns, der sich z. B. in einer geringeren Bereitschaft zu ehrenamtlichem Engagement äußert. Der Vermehrung der Lebensformen und der gleichzeitigen Überforderung durch den ständigen Zwang zu ihrer Wahl und zu ihrer Gestaltung entspricht auch eine Pluralisierung des Scheiterns. Wir leben – mehr als vielen bewusst sein mag – tatsächlich in einer Risikogesellschaft. Man kommt schnell unter die Räder. Schlagworte wie Zwei-Drittel- oder Wegwerfgesellschaft sind keine Phantome. Die Antwort darauf können zunehmende Gewalt und steigende Kriminalität sein. Dies erklärt die Angst der Menschen vor der Zukunft.

Vor diesem Hintergrund wird verständlich, warum so viele Menschen heute ratlos und orientierungslos geworden sind. Die Beratungsdienste aller Art haben Hochkonjunktur. Es ist gar nicht leicht, dass die Beratung Schritt hält mit den gesellschaftlichen Wandlungen, denen sie sich selbstverständlich nicht anpassen darf, aber sie muss sich ihnen aussetzen und sich damit auseinandersetzen. Viele reagieren durch Fort- und Weiterbildung auf diese Situation. Sehr viele Beraterinnen und Berater erwerben z. B. zusätzliche Kenntnisse in der Familientherapie. Wenn die Beratung den ratsuchenden Menschen wirklich zu Gesicht kriegen will, dann muss sie nach neuen Wegen suchen, um noch mehr in seine Nähe zu kommen.

Die beratenden Berufe stehen immer schon am Schnittpunkt und an der Wegkreuzung von Kirche und Gesellschaft. Wie ein Seismograph zeigen sie sehr sensibel an, wo die neu gewonnene Freiheit des Menschen mit ihren Chancen und Risiken umzuschlagen droht in neue Abhängigkeiten. Die Beratungsdienste helfen durch dieses Aufspüren neuer Not der Kirche, das jeweils veränderte Antlitz des konkreten Menschen besser zu finden.

Diese Beratungsdienste sind heute auf allen Ebenen unseres Lebens intensiver ausgebaut. In ihrem differenzierten Angebot entsprechen sie selbst der Komplexität unseres Lebens. Doch gehörte diese Form der Beratung immer schon in den weiteren Umkreis der Seelsorge.

Große Seelsorge war immer auch Beratung. Die Menschen haben früher weite Wege gemacht zu Nikolaus von der Flüe oder zum Pfarrer von Ars, um sich bei ihnen Rat zu holen. Katharina von Siena und Hildegard von Bingen waren Beraterinnen für Päpste, Könige und viele Mächtige. Heute sind zwar Seelsorge und Beratung nicht dasselbe, aber sie liegen doch dicht beieinander. Ihre Unterscheidung ist nicht sonderlich gut geklärt. Auch dieses Ineinander reicht weit zurück, denn seelsorgerliche Begleitung von Menschen barg – angefangen bei den Wüstenvätern der ersten christlichen Jahrhunderte bis zur persönlichen Beichte und spirituellen Begleitung – immer auch ein Element von Therapie in sich. Dietrich Bonhoeffer unterscheidet in „Sanctorum communio“ zwei verschiedene Typen seelsorgerlichen Umgangs, den priesterlichen und den beratenden. Der Mensch ist „faktisch umgeben von Vorbildern, er soll sie darum nutzen, nicht um sich von ihnen die Verantwortung eigenen Tuns abnehmen zu lassen, sondern um sich von ihnen die 'Akten vorlegen zu lassen', aufgrund derer er selbst frei entscheidet. Gott hat den Menschen die Möglichkeit gegeben, bei anderen Rat zu holen; es wäre selbstüberhebliche Tollkühnheit, wollte einer von diesem Angebot Gottes keinen Gebrauch machen.“⁷

In der Beratung erfährt sich der Mensch als einer, der ernst genommen wird. Er wird mit größter Aufmerksamkeit angehört. Auch wenn er Schuld auf sich geladen hat, stößt er nicht auf Verachtung oder Vorwürfe. Der Berater hat die Aufgabe eines Dolmetschers, der dem Ratsuchenden sich selbst verständlich macht, ihn zu sich selbst ermutigt und ihn von seiner Zukunft zu überzeugen sucht. Beratung im heutigen Verständnis soll nicht nur Einsichten als Entscheidungshilfen vermitteln, sondern auch zur Veränderung von Stimmungen, Verhaltensweisen, Motivierungen und sogar Haltungen führen. Beratungen werden besonders wichtig in Krisensituationen, wenn das tiefer liegende Vertrauen, das unsere komplexe Welt normalerweise funktionieren lässt, zu schwinden beginnt.

Die Menschen, die heute in großem Umfang Rat suchen, befinden sich in der Mehrzahl in einer solchen krisenhaften Lage der Unsicherheit. Ihr Leben ist nicht mehr gesichert und getragen von einer Welt mit festen Grundsätzen, Lehren, Gesetzen und Gebräuchen. Die bisherigen Grenzen sind aufgehoben oder verschoben. Es ist gar nicht so einfach zu erklären, warum das Vertrauen im Umgang mit der Welt abgenommen hat und so viel Unsicherheit aufgekommen ist. Gewiss, unsere Welt ist sehr viel komplexer und damit auch unübersichtlicher geworden. Die Überfülle an Angeboten bringt uns ständig in Entscheidungsnöte. Zwar möchte jeder in seinen Überzeugungen und in seinem Lebensstil möglichst individuell zwischen vielen Möglichkeiten auswählen, aber zugleich überfordert diese Pluralität ihn auch. Die gesamte Situation ist also sehr ambivalent. Zusätzlich strömt ununterbrochen eine derartige Masse von Informationen auf uns ein, dass wir uns mit ihrer Verarbeitung und Ordnung schwer tun. Wir leben immer mehr aus zweiter Hand. Im privaten Bereich nimmt die Bindungsfähigkeit der Menschen ab, so dass auch in diesen Beziehungen das Vertrauen schwächer wird. Die rasenden, oft überstürzt sich vollziehenden Entwicklungen und Wandlungen in vielen Bereichen unseres Lebens lassen kaum noch Zeit zur Errichtung von zuverlässigen und stabilen Strukturen. So fällt uns die Orientierung trotz der Überfülle an Informationen oft schwer, und man hat sich schon gefragt, ob der Mensch nicht grundsätzlich ein „Orientierungsweise“ (H. Lübke) geworden ist.

Man könnte gewiss noch weitere Gründe nennen, warum uns heutigen Menschen offenbar so viel an „Sicherheit“ verloren gegangen ist und Beratung durch andere immer notwendiger wird. Nicht zufällig wird das Problem der „Sicherheit“ zur Zeit mit großer Aufmerksamkeit von

⁷ Vgl. *Communio Sanctorum* = Werke Bd. 1, München 1986, 170f.

fast allen Wissenschaften untersucht. Jeder „Fundamentalismus“ ist der missglückte Versuch einer Antwort auf die verlorene Sicherheit. Je mehr wir unsere Welt und unsere Zukunft schöpferisch gestalten können, umso empfindlicher werden wir auch für die dabei entstehenden Risiken. Wir sind immer weniger bereit, solche Lebensrisiken hinzunehmen, besonders wenn diese letztlich Resultate unserer eigenen Arbeit sind. Das Verlangen nach Sicherheit nimmt zu, die Akzeptanz des Risikos nimmt mit der Zivilisationshöhe eher ab.

Vermutlich liegt in diesen Rahmenbedingungen unseres gegenwärtigen Lebens auch ein Grund dafür, dass wir in allen Lebenslagen mehr Beratung brauchen und in Anspruch nehmen. Diese allgemeinen Voraussetzungen sind durchaus wichtig, um heutige Orientierungskrisen und Erfahrungen des Scheiterns richtig in den Blick zu bekommen. Es wird der Wirklichkeit nicht gerecht, wenn wir – wie schon gesagt – als Hintergrund der hohen Beratungsbedürftigkeit nur oder zuerst Labilität, Bindungsschwäche und Orientierungslosigkeit der einzelnen Individuen annehmen. Ihre Existenz wird nicht gelehrt, aber sie sind nicht der einzige und wohl nicht einmal ein wahrer Erklärungsgrund.

Die Zunahme des Beratungswesens birgt zweifellos auch Gefahren. Die Privatsphäre und der Intimbereich von Menschen stehen hier in außerordentlichem Maß offen und sind verändernden Eingriffen ausgesetzt. Nicht zufällig lehnen neuere Beratungskonzepte eine von außen kommende Leitung und Lenkung entschieden ab. Wir haben es schon gesehen: „Nicht-direktives“ Vorgehen, so lautet die erste Forderung. Der Freiheitsspielraum des Ratsuchenden soll erweitert werden, damit er gerade so eine bessere, selbst verantwortete Entscheidung treffen kann. Doch eine gewisse Zweideutigkeit bleibt auch hier, denn der Ratsuchende muss seinen Ratgebern vertrauen – und er vertraut oft blind. Je tiefer seine Not ist, desto weniger ist er in der Lage, die Kompetenz seiner Ratgeber zu überprüfen. Diese Kompetenz kann nicht nur in einem höheren Wissensstand bestehen, vielmehr muss sich der Beratende auch – bis zu einem gewissen Grad – dem Suchenden und seiner Not öffnen. Zugleich muss er jedoch auch die unauslöschliche Verschiedenheit des Anderen akzeptieren, und zwar auch und gerade dann, wenn dieser eine Entscheidung fällt, die nicht den Vorstellungen des Beraters entspricht. Hier kann es gewiss zu ernstesten Konflikten kommen, z. B. dann, wenn der Beratende erkennen muss, dass sich ein Mensch durch eine unangemessene Entscheidung in ernsthafte Gefahr begibt oder andere schwere Lasten, wenn nicht gar Gefahren zumutet. Die Achtung der Eigenständigkeit des Klienten, die mitmenschliche Verantwortung für ihn selbst und der Blick auf das Wohl anderer stehen in der Beratungssituation nicht selten in großer Spannung zueinander. Nur in einem geduldigen Dialog miteinander kann vielleicht eine wirkliche und gute Lösung gefunden werden. Die subtile Gefahr, dass sich der Ratsuchende in seiner Not und Verlegenheit innerlich einfach anpasst, so dass seine Abhängigkeit in dem Maße steigt, wie seine Offenheit für tiefgreifende Veränderungen abnimmt, ist dabei stets im Auge zu behalten.

V.

Der gute Rat ist eine uralte Verhaltensweise des Menschen. Schon in der Bibel gibt es dafür erstaunliche Belege. Die Hilfeleistung für andere in Form eines Rates reicht weit in die Menschheitsgeschichte zurück, auch wenn sie heute eine professionelle, institutionellere und differenziertere Gestalt bekommen hat. Wo Entscheidungsspielraum besteht, da ist Rat nötig und meist auch begehrt. Darum entstand schon früh das bedeutungsvolle Amt des Ratgebers vor allem bei Königen. Unsere heutige Berufsbezeichnung „Rat“, die z. B. in Titeln wie Oberamtsrat und Regierungsrat steckt, zeugt noch davon. Im Raum des Alten Orients, dem auch die Bibel entstammt, bestand z. B. die Aufgabe des Weisheitslehrers zu einem guten Teil in der Vermittlung von Ratschlägen.

In vielen Spruchsammlungen der Bibel hat sich eine reiche Erfahrung niedergeschlagen, die die Grundlage für den guten Rat bildete. G. von Rad fasst den Befund zusammen: „Solch ein Rat fordert nicht Gehorsam, sondern er will geprüft sein; er wendet sich an das Urteil des

Hörenden, dem er einleuchten will; er will die Entscheidung erleichtern.“⁸ Das Ratgeben ist in bestimmter Weise mit Gott selbst, besonders aber mit der von ihm kommenden Weisheit verbunden. So heißt es in den Sprichwörtern: „Ich, die Weisheit, verweile bei der Klugheit, ich entdecke Erkenntnis und guten Rat... Bei mir ist Rat und Hilfe.“ (Spr 8,12.14) „Der Weise aber hört auf Rat.“ (Spr 12,15) Das hebräische Wort für Rat enthält auch die Bedeutungsmomente „Plan“ und „Entschluss“. In diesem umfassenden Sinne wird auch Gott selbst als Quelle des Rates gesehen: Wunderbar ist sein Rat (vgl. Jes 28,29). „Groß bist du an Rat und mächtig an Tat; deine Augen wachen über alle Wege der Menschen, um jedem entsprechend seinem Verhalten und seinem Verdienst zu vergelten.“ (Jer 32,19) Allein Gott braucht keinen Rat. (vgl. Jes 40,13ff) Die Ratschläge der Götzen und der Heiden sind töricht und eitel. „Der Ratschluss des Herrn bleibt ewig bestehen, die Pläne seines Herzens überdauern die Zeiten.“ (Ps 33,11) So ist es nicht zufällig, dass auch in den messianischen Erwartungen die Kategorie des Rates auftaucht. An der berühmten Stelle bei Jes 11 heißt es: „Doch aus dem Baumstumpf Isais wächst ein Reis hervor, ein junger Trieb aus seinen Wurzeln bringt Frucht. Der Geist des Herrn lässt sich nieder auf ihm: der Geist der Weisheit und der Einsicht, der Geist des Rates und der Stärke, der Geist der Erkenntnis und der Gottesfurcht.“ (11,1f) Zusammenfassend kann Psalm 119 im Blick auf die Gebote des Herrn, die ja zur Fülle des Lebens führen wollen, sagen: „Deine Vorschriften machen mich froh, sie sind meine Berater.“ (Ps 119,24) Menschlichen Ratgebern gegenüber ist Vorsicht angebracht: „Hüte dich vor dem Ratgeber! Erforsche zuerst, was seine Absicht ist.“ (Sir 37,8) Das Gewissen ist für den Menschen der oberste Ratgeber: „Doch achte auch auf den Rat deines Gewissens. Wer ist dir treuer als dieses?“ (Sir 37,13)

Der gute Rat steht in engstem Zusammenhang mit Gott selbst, seinen Weisungen und seinem Geist. Gottes Rat und menschlicher Rat werden zugleich unterschieden und doch wieder in mancherlei Verbindung gebracht.

Vor diesem Hintergrund wird verständlich, welche Bedeutungstiefe anklingt, wenn das Neue Testament knapp und bündig vom „ganzen Willen Gottes“ (Apg 20,27) spricht: gemeint ist der „Ratschluss“ Gottes und damit letztlich die Fülle seines Heilsratschlusses in Jesus Christus (vgl. Eph 1,11f; Hebr 6,17 u. a.). Jesus Christus ist der konkret sichtbar gewordene und in unsere Welt gekommene Rat Gottes für die Menschen. So kann es auch nicht falsch sein, wenn man von einer therapeutischen oder eben auch heilenden Seelsorge spricht, die sich in besonderer Weise des Rates und der professionellen Beratungsmethoden bedient. Pastorale Beratung ist in der Tat eine wichtige Dimension des helfenden und heilenden Dienstes der Kirche. Man muss dann immer noch Therapie und Seelsorge unterscheiden. Doch diese Unterscheidung schließt mannigfache Beziehungen zwischen beiden ein, meint auf jeden Fall nicht eine pure Trennung beider Bereiche. Die Not der Ratsuchenden ist die gemeinsame Herausforderung.

VI.

Es ist nicht notwendig, die vielen Beratungsformen gesondert zu behandeln: Erziehungsberatung und Lebensberatung, Sucht- bzw. Drogenberatung, Ehe- und Familienberatung, Sexualberatung, Wohnungsberatung, Obdachlosenberatung und Altenberatung, Schwangerschaftskonfliktberatung und Studentenberatung. Es hat jedoch auch Vorzüge, wenn man einmal – gerade bei einem gemeinsamen Kongress aller Beraterinnen und Berater – die differenzierte Betrachtung spezieller Beratungsformen zurückstellt und ihre gemeinsame Struktur verdeutlicht. Sie beherrschen alle ihre Spezialitäten. Aber wo ist das Ganze? Deshalb der Schrei nach Vernetzung und Integration.

⁸ G. von Rad, Weisheit in Israel, Neukirchen 1970, 75 ff., 131 ff.

Die Zunahme der Beratungseinrichtungen bezeugt den Leidens- und Konfliktdruck in einer Gesellschaft, die sich selbst nicht mehr durchschaut, in der das Treffen von Entscheidungen gerade bei Lebensfragen schwieriger wird, tiefgehende Kommunikation vielfach nicht stattfindet und die Abhängigkeit von Experten wächst. Immer wieder zeigt sich besonders das Leben in Beziehungen als gefährdet, wobei die „Grundformen der Angst“ (F. Riemann) gewiss eine große Rolle spielen.

Die Erweiterung unserer bisherigen Lebensräume durch eine Veränderung der Grenzen ist etwas ganz anderes als die Aufgabe oder tiefgreifende Veränderung bisheriger Lebensformen, z. B. in Ehe und Familie. Der Mensch kann seinen Lebensraum oft nur so erweitern, dass seine „Seele“ nicht sofort „mitkommt“, sondern etwas nachhinkt. Der Prozess der Entgrenzung bisheriger Lebensformen ist jedoch, besonders im Blick auf das Individuum, differenzierter.

Es ist deutlich, dass das Konzept und der Prozess der Beratung eng mit dem Menschenbild zusammenhängen. Es gibt manche Erwartungen an die Beratung, die mit einem falschen Menschenbild verbunden sind. Manchmal haben Menschen die Erwartung, es gäbe keine wirklichen Grenzen für den Menschen. Diese seien willkürlich oder würden über kurz oder lang durch soziale, politische und kulturelle Prozesse aufgehoben oder wenigstens aufgeweicht, manchmal gar verschoben werden. Zum Menschsein gehört aber eine Grenze. Die Pluralisierung, Entgrenzung, Erweiterung von Verhaltenweisen und Normen legen vielleicht einen anderen Schluss nahe. Durch das vielfach vorherrschende Lebensgefühl wird uns die Vorstellung nahe gebracht, wir könnten uns über diese Grenzen hinaus bewegen. Es ist recht schwierig für den heutigen Menschen, sich mit „Einschränkungen“ zufrieden zu geben, die jede „Grenze“ bedeutet. Sie kann zur Rebellion gegen jede Endlichkeit führen, so dass man die Begrenztheit des Menschen abstreifen möchte. Sie kann aber auch zu einer Resignation führen, die Endlichkeit einfach passiv hinnimmt, ohne sich an der Grenze zu reiben. Der Mensch ist aber ein Wesen, das an dieser Grenze angesiedelt ist. Weder trotziges Aufbegehren noch resignierte Gleichgültigkeit werden dem Umgang des Menschen mit der Grenze gerecht. Zum menschlichen Wesen gehört es auch, im Grenzbereich zu experimentieren. Alles kommt jedoch darauf an, ob der Mensch grundsätzlich so etwas wie Grenze in seinem Wesen und in seiner Natur annimmt. Dazu gehört auch die Einsicht in die Endlichkeit der realisierbaren Möglichkeiten und Optionen menschlichen Lebens. Man kann sich nicht alles offenhalten. Wir sind gezwungen, uns zu entscheiden. Dies tut auch deshalb weh, weil wir in dieser Wahl andere Möglichkeiten ausschließen müssen. Die Einsicht, dass wir nicht zugleich alles haben können, sondern auch verzichten müssen, tut weh und muss gelernt werden. Dies könnte dazu verführen, eine innere Grenzenlosigkeit und Unendlichkeit menschlicher Pläne und Wünsche anzunehmen. Dies ist die Gefahr, die in dem Umgang mit manchen utopischen Entwürfen verborgen ist, ohne dass damit dem Menschen der Schwung der Transzendenz genommen werden darf, wodurch er erst Mensch wird.

Es ist hier jedoch nicht möglich, diesen Sinn von Grenze genauer aufzuzeigen. Es müsste unter dem Stichwort „Kreatürlichkeit“ geschehen, wie ich es übrigens an anderer Stelle versucht habe.⁹ Man müsste dies darlegen im Blick auf die Schöpfung im Ganzen, das menschliche Leben, besonders am Anfang und am Ende, das Alter, die Krankheit usw. Es müsste von der Gelassenheit des Menschen die Rede sein, der seine Endlichkeit und Begrenztheit anzunehmen versucht. Hier müsste auch das Verständnis von Verzicht und von Schmerz zur Sprache kommen, freilich auf eine neue, überzeugende Weise, die wir noch nicht genügend eingeübt haben. Ich denke aber auch an das Scheitern und die Niederlage.

⁹ Vgl. K. Lehmann, Glauben bezeugen, Gesellschaft gestalten, Freiburg i. Br. 1993, 137ff., 142ff., 159ff., 170ff., 249ff., 253ff., 261ff.

VII.

Gewiss könnte noch viel gesagt werden über das Verhältnis von Beratung und von Seelsorge, soweit das noch nicht geschehen ist. Es ist ja kein Zweifel, dass die wahre Seelsorge immer schon viele Momente der Beratung in sich hatte und hat. Dabei ist der Begriff der Beratung ja sehr analog und reicht von der privat-alltäglichen Begleitung bis zum professionellen Tun. Der Beratungsbegriff ist also sehr vielschichtig. Besonders in den Fragen der geistlichen Begleitung und Führung von Seiten der Tradition der Spiritualität, und zwar fast noch mehr im Osten als im Westen, gibt es hier sehr viele parallele Strukturen, Ähnlichkeiten und sich befruchtende Ideen. Dies ist ein noch weithin unerledigtes Thema.

Zum eigenen und besonderen Verständnis der Seelsorge möchte ich in dieser Hinsicht nur ein Zeugnis anführen, das einigen Aufschluss geben kann. Nun ist nämlich das Umfeld bereitet für das Wort aus dem ersten Lied vom Gottesknecht: „Das geknickte Rohr zerbricht er nicht und den glimmenden Docht gibt er nicht preis.“ (Jes 42,3) Im Scheitern darf niemand preisgegeben werden, auch wenn eine schwere Schuld vorliegen sollte. Wir können dies zwar nicht immer unmittelbar erfahren, doch wir dürfen darauf vertrauen, dass Gott zu jedem Menschen ja sagt, den er erschaffen und berufen hat. Auch im Scheitern bleibt der Mensch ein Bild Gottes, das wieder aufgehellt werden kann. Auch wo wir nur Leid und Schuld, Scheitern und Vergeblichkeit sehen, kann der Gott, der die Welt aus dem Nichts ins Dasein rief, Wunder wirken. Wenn er der ist, bei dem kein Ding unmöglich ist und der sogar Tote wieder lebendig machen kann, dann kann er auch in der tiefsten Verzweiflung wieder ein Licht anzünden. Gott ist größer als unser Herz, auch größer als das Herz aller Menschen in der Kirche, mit und ohne Amt.¹⁰ Sie reden oft von Barmherzigkeit, können aber zugleich grausam verurteilen. Nicht zuletzt darum, aber wohl auch aus dem Wesen des Scheiterns selbst erfährt der Gescheiterte Gott vielleicht lange Zeit nicht als barmherzig. Gott erscheint ihm eher verborgen und abwesend, seine Verheißungen scheinen verschüttet.

Wir müssen darum die Klage, ja sogar die Anklage zulassen. Sie kann, wie das Alte Testament zeigt, in besonderer Weise zum Gebet werden. Der Schrei der Klage ist nicht nur ein Aufschrei aus der Not, vielmehr versucht der Mensch in diesem Schrei über sich selbst hinauszukommen, er sucht die Weite, die befreiend ist. Hier begegnet er vielleicht dem erlösenden und freimachenden Gott. Der Berater hat dies gewiss nicht in der Hand, und es ist auch nicht unmittelbar seine Aufgabe. Aber eine Beratung kann die Wege dafür gleichsam wieder öffnen und begehbar machen, so dass sich eine solche Erfahrung einstellen kann und ein Neubeginn möglich wird. Dieser Neubeginn lässt sich nicht manipulativ herbeizwingen. Hier ist besonders der Seelsorger gefragt. Auch wenn er zugleich etwas von Beratung und Therapie versteht, so hat er doch einen eigenen Auftrag. Beratung und Therapie können helfen, sind nicht selten unerlässlich, dennoch dürfen sie mit der Seelsorge nicht einfach vermischt werden. Der Seelsorger ist der letzte, der das Licht der Hoffnung löschen oder das geknickte Rohr brechen dürfte. Doch auch er ist nicht von der Aufgabe entbunden, ähnlich wie der Therapeut, Verdrängungen aufzudecken und Scheinlösungen zu entlarven. Auch er muss u. U. hart konfrontieren. Letztlich kann es nur auf dem Weg des Leidens, der Einsicht und der Umkehr zu einem wirklichen und aussichtsreichen Neubeginn kommen.

Irgendwo in diesem Geschehen gibt es jedoch einen Ort, wo der Therapeut und auch der Seelsorger zurücktreten müssen. Sie müssen stets im Bewusstsein halten, dass sie nur Helfer sind, die bestenfalls die Dienste einer Hebamme oder eines Dolmetschers leisten können. In Wahrheit bewirkt ein anderer das Wunder eines Neubeginns. Dies kann anonym geschehen; die Menschen haben viele vorläufige Namen für diese unverhofft wirkende Macht: Wandlung, Hoffnung oder einfach Licht am Ende des Tunnels. Es kann aber auch sein, dass diese Anonymität dem Suchenden ihren Namen preisgibt und sich offenbart. Damit sind wir

¹⁰ Vgl. Gott ist größer als unser Herz. Der 70. Geburtstag von Karl Kardinal Lehmann ..., Mainz 2006, 22-25.

wieder an jenem Ort, an dem wir sagten, dass Gott der wahre Ratgeber ist und dass er uns in Jesus und im Geist des Sohnes den Rat schlechthin schickt. Dies kann „der Rat des Gewissens“ (Sir 37,13) sein. Wie eine solche Chance des Neubeginns sich dann psychologisch äußert, brauche ich hier nicht darzulegen. Hier wäre gewiss noch manches anzumerken zum Tun und Lassen des Therapeuten wie auch des Seelsorgers.

Wir sprachen von der non-direktiven Haltung, die in vielen neueren Beratungstheorien maßgebend ist. Hier werden gewiss mit Recht dirigistische, bevormundende und allzu aufdringliche Methoden der Beratung abgewehrt. Stattdessen setzt man auf die Kräfte des Ratsuchenden. Diese Haltung und die entsprechende Methode bewahren den Platz frei und schützen ihn vor unangemessenen Einflüssen, die die Freiheit des Menschen manipulieren. Die Traditionen der Bibel und der Spiritualität zeigen jedoch, dass auch der Glaube gerade diese befreite Freiheit des Menschen sucht und fördert. In ihr selber bekunden sich jedoch unter Umständen Impulse und Anregungen, die den Menschen überkommen, jedoch nicht einfach seine Freiheit gefährden und ihn überrumpeln wollen. Es handelt sich um einen Zuspruch und eine Zusage an den Menschen, die nicht aus seiner Autonomie abgeleitet werden können, aber auch nicht der freien Entscheidung ausweichen. Dies kann die Stimme des Gewissens sein, die auch durch Beratung freigelegt und zum Sprechen gebracht wird. Es kann sich aber auch um eine lebendige Begegnung mit Gott selbst handeln. Die Glaubensüberzeugungen von der Gegenwart Gottes in der Bibel, aber auch die Erfahrungen der Wüstenväter oder die ignatianischen Exerzitien sind nur Musterbeispiele dafür. Es gibt hier im Schatz der christlichen Spiritualität, neu interpretiert im Licht des modernen Beratungswesens, noch viel zu entdecken. Der Dialog zwischen Seelsorge und Beratungswesen, Theologie und Psychologie hat noch eine große Zukunft vor sich.

Vor diesem Hintergrund ist es – mindestens theoretisch – geradezu überflüssig, ausführlicher vom Zusammenwirken seelsorglicher und psychologischer Beratung zu sprechen. Es ist deutlich geworden, dass man beides bei allen Konvergenzen¹¹ weder inhaltlich noch methodisch vermischen darf. In diesem Zusammenhang ist es jedoch wichtiger, dass die verschiedenen Beratungsvorgänge, die in verschiedenen Institutionen beherbergt sind, den Weg zueinander finden. Dies ist oft eine große Schwierigkeit. Hier gibt es auch ganz falsche Berührungspunkte. Dabei beziehen wir uns in beidem auf ein und denselben Menschen. So wird die Forderung fast selbstverständlich, die verschiedenen Beratungsdienste zu bündeln und aufeinander hin zu öffnen. Dies zeigt sich ja besonders auch im Motto zu diesem Kongress „Vernetzung, Kooperation und Integration von Beratungsdiensten in katholischer Trägerschaft“, eben „weil der Mensch unteilbar ist“, wie der Titel dieses Forums heißt. Wenn wir auf den einen und ganzen Menschen schauen, der der Hilfe bedarf, dann müsste es relativ leicht sein, Hindernisse zu überwinden. Denn wir brauchen uns gerade in dieser Unterstützung wechselseitig.¹² Ich danke Ihnen für alle Kooperation und den guten Willen dazu.¹³

¹¹ Vgl. dazu auch B. Deister, Anthropologie im Dialog. Das Menschenbild bei Carl Rogers und Karl Rahner im interdisziplinären Dialog zwischen Psychologie und Theologie = Innsbrucker Theologische Studien 77, Innsbruck 2007.

¹² Vgl. dazu auch den Versuch einer Neuformulierung der Werke der Barmherzigkeit, J. Wanke (Hg.) Die sieben Werke der Barmherzigkeit, Leipzig 2007, darin auch K. Lehmann, Ich gehe ein Stück mit dir, 103-123, 129-131.

¹³ Vgl. dazu auch A. M. Eckart, Beratung in der Seelsorge, in Chr. Steinebach (Hg.), Handbuch Psychologische Beratung, Stuttgart 2006, 385-399.

Gut beraten? Eine Anfrage an Kirche und ihre Caritas

Dr. Daniel Deckers, Frankfurter Allgemeine Zeitung

Welt ohne Halt?

Mir wurde die Aufgabe gestellt, in die Zukunft der Kirche und ihrer Beratungsangebote und -strukturen zu sehen, und das vor dem Hintergrund der Veränderungen, denen unsere Gesellschaft derzeit und künftig unterworfen ist.

Nun ist die Diagnose gesellschaftlicher Umbrüche ein heikles Unterfangen. Ich will Ihnen nicht verhehlen, dass ich im Lauf meiner Arbeit als Zeitungsredakteur immer skeptischer geworden bin gegenüber den vielen, mitunter recht kurzlebigen „Meistererzählungen“ vom „Ende der Geschichte“ und dem „Zusammenprall der Kulturen“ bis hin zur „Klimakatastrophe“.

Sicher ist es hilfreich, Erscheinungen probeweise auf einen Begriff zu bringen und diesen wie einen Filter auf die Wirklichkeit zu legen, um bestimmte Konturen und Kontraste hervorzuheben. Aber immer gilt es die Risiken zu bedenken, die mit diesem Verfahren verbunden sind, und entsprechende methodische Vorkehrungen zu treffen, damit man nicht blind wird für die Voraussetzungen, unter denen eine Aussage Geltung beanspruchen kann.

In diesem Sinn (und in Anwesenheit von Kardinal Lehmann) das Wort „Hermeneutik“ in den Mund zu nehmen, hieße die sprichwörtlichen Eulen nach Athen tragen. Gleiches gilt für die Wechselwirkung von Erkenntnis und Interesse, für das ich als Exil-Kölner, der in Limburg lebt und in Frankfurt arbeitet, gewissermaßen ex officio zuständig bin.

Daher möchte ich die Metaebene des Themas gleich wieder verlassen, nachdem ich Sie mit diesen Aperçus schonend darauf vorbereiten wollte, dass ich mir nicht anmaßen werde, ulrichbeckhaft die Moderne neu vermessen oder/und parzellengenau eine Topographie von „Beratungsbedarfen“ zu entwickeln.

Vielmehr sollen mir zwei nicht ganz geläufige Begriffspaare dienen, um das Feld Kirche – Beratung abzustecken und einige Zeitdiagnosen auf ihre Triftigkeit zu überprüfen. Bei dem ersten handelt es sich um zwei sperrige, da aus dem Lateinischen entlehnte, aber durchaus suggestive Begriffe. Der Soziologe Lord Dahrendorf verwendet beide seit langem gewissermaßen als roten Faden seiner Zeitdiagnose: Es handelt sich um „Optionen“ und „Ligaturen“.

Für ihn als einen überzeugten Liberalen ist es nicht weniger als das Eingeständnis des Scheiterns der liberalen Moderne, als er zu der Diagnose kam, wir lebten in einer „Welt ohne Halt“. „Die Haltlosigkeit scheint ihm im Doppelsinn ein Merkmal unserer Zeit zu sein: Keiner kann sie halten, und wir finden in ihr keinen Halt.“ Für Dahrendorf, einen Denker, der ein liberales Freiheitsethos vertritt, ist es auch ein Eingeständnis des Scheiterns des Projekts der Moderne, dass es eben einen Punkt gibt, an dem Freiheit zu Anomie entartet - einen Zustand, den der französische Soziologe Emile Durkheim in seiner Analyse der Ursachen des Selbstmordes 1897 geprägt hat. Ein Grund für Selbstmord ist nach Durkheim der Zerfall aller Regeln (nomoi), die normlose, damit auch haltlose Welt.

Das führt zurück zu der Frage, was denn das Ziel einer Politik der Freiheit sei. Die größten Lebenschancen der größten Zahl, so lautet Dahrendorfs Antwort in gut angelsächsischer Tradition. Lebenschancen sind zunächst Wahlchancen, Optionen. Sie verlangen zweierlei, Anrechte auf Teilnahme und ein Angebot von Tätigkeiten und Gütern zur Auswahl. Men-

schen müssen wählen dürfen und wählen können. Dennoch sind Optionen allein nicht genug.

Auf Lebenschancen bezogen reichen Optionen allein nicht aus. Sie müssen unterfangen sein von Ligaturen, tiefen Bindungen, deren Vorhandensein den Wahlchancen Sinn gibt. Sie sind der Kitt, der Gesellschaften zusammenhält. Man kann sie auch als die subjektive Innenseite der Normen beschreiben, die soziale Strukturen garantieren.

Ein zweites Kategorienpaar lautet: Beschleunigung und Geschichte. In seiner Reflexion über das Neue der Neuzeit führt der im Jahr 2006 verstorbene Bielefelder Historiker Reinhard Koselleck aus: „Der Erfahrungshaushalt aller Menschen hat sich in den letzten 500 Jahren zunächst langsam, in den letzten zwei Jahrhunderten immer schneller verändert, und er steht weiterhin unter großem Veränderungsdruck“.

Kirche und Religion sind leider nicht das Thema Kosellecks. Aber seine Kategorien lassen sich auf unseren Gegenstand übertragen. Der „Veränderungsdruck“ hat Kirche als erlebens- und erfahrungsstrukturierendes Kollektiv stark fragmentiert. Das schlägt sich nieder in der persönlichen kirchlich-christlich-katholischen Biographie eines jeden von uns nicht anders nieder als im Rhythmus des gesellschaftlichen Lebens. In der kommenden Woche begeht die Republik Halloween anstelle des Reformationstags, der Buß- und Betttag ist als gesetzlicher Feiertag längst abgeschafft.

Kein Zeitgenosse vermag mehr die Bewegungsrichtung der Geschichte, der persönlichen wie der Weltgeschichte, in das jüdisch-christliche Schema von Ausgang und Rückkehr, von exitus und reddenus, einzuordnen. Auch säkulare Eschatologien haben an Attraktivität verloren. Für immer mehr Zeitgenossen scheint der Horizont der Weltgeschichte mit dem Horizont ihrer eigenen Biographie zu verschmelzen.

Nun kann man sagen: Fragmentierung von religiöser Erfahrung ist keine grundstürzend neue Erfahrung, jedenfalls nicht in Deutschland. Die konfessionelle Spaltung der westlichen Christenheit ist ein geradezu konstitutives Merkmal der deutschen Geschichte. Aber auch diese Signatur wird unkenntlich: Das religiöse Duopol und die mit ihm korrespondierenden Volkskirchen sind längst Teil eines Religionsmarktes geworden.

Gleichwohl ist – und damit sei eine erste Antwort auf die mir gestellte Frage versucht - das Thema Ökumene längst nicht erledigt. Im Gegenteil: Die Perspektive gemeinsamen Handelns der Kirchen auf dem Gebiet des Dienstes am Menschen ist für mich nicht dadurch erledigt, dass beide Kirchen numerisch oder finanziell oder an Größe oder Gewicht verlieren. Die Frage stellt sich gerade deswegen in alter Schärfe, aber mit neuen Aussichten. Ich bin allerdings erstaunt, dass eine einzige Diözese und eine einzige evangelische Landeskirche in Deutschland, nämlich das Erzbistum Freiburg i. Br. und die badische Landeskirche, bisher diese Chancen ins Auge gefasst und den Willen zur Zusammenarbeit in einer Charta oecumenica socialis für Caritas und Diakonie in Baden formalisiert haben.

Wiederkehr der Religion?

Als zweites Element der Zeitdiagnose wird häufig die „Wiederkehr der Religion“ angesehen. Das Sterben Johannes Paul II., die Wahl Benedikts XVI., der Weltjugendtag in Köln – die mediale Präsenz zumal der katholischen Kirche hat in den vergangenen Jahren kaum zu wünschen übriggelassen. Bewegung ist auch bei vielen Intellektuellen zu verzeichnen. Pars pro toto sei Jürgen Habermas mit seiner Rede aus Anlass der Entgegennahme des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels im Jahr 2001 und seinem Dialog mit Joseph Kardinal Ratzinger in der Katholischen Akademie Bayern genannt.

Doch sollten diese Hinweise nicht verdecken, dass die Reaktionen deutscher Intellektueller und Politiker, ja der westlichen Eliten insgesamt, auf die mutmaßliche Wiederkehr der Religion seit Jahren nichts an Vieldeutigkeit eingebüßt haben: Mal wird deren „Wiederkehr“ enthusiastisch begrüßt, mal distanziert-freundlich kommentiert, mal als Feuilletonphänomen denunziert, mal dient sie als Gelegenheit für die vielen Ungebildeten unter ihren Verächtern, die Öffentlichkeit an ihrer Unbildung teilhaben zu lassen.

So vielschichtig die Reaktion der westlichen Eliten auf die Wiederkehr der Religion auch sein mag, schon das Phänomen selbst trägt Züge, die eher irritieren als orientieren. Am verwirrendsten ist für viele Zeitgenossen die Präsenz des Islam in der deutschen Gesellschaft. Doch auch wenn man polemisch sagen könnte, dass die Präsenz dieser Religion im Westen im Unterschied zu der Präsenz des Christentums in fernen Weltgegenden nicht das Ergebnis von Mission und Bekehrung, sondern von Migration ist, so der Islam aus dem Alltag der meisten abendländisch-christlichen Gesellschaften nicht mehr wegzudenken.

Einst warb man in Anatolien Arbeitskräfte, aber es kamen Menschen. Freilich waren es Menschen mit einer anderen Religion: Einer, die sich nicht in das westliche Muster sich selbst säkularisierender Kirchen einfügte und nicht kompatibel mit den staatskirchenrechtlichen Strukturen, die sich im Verlauf einer vielhundertjährigen Geschichte Europas entwickelt haben.

Diese „religiöse“ Dimension der Migration ist den meist religionsblinden westlichen Eliten erst langsam bewusst geworden - manchen Zeitgenossen mussten die Augen am 11. September 2001 gewissermaßen gewaltsam geöffnet werden. Doch die „Gewaltgeschichte“ ist damit nicht zu Ende: Die Art der „Ligaturen“, die unter Muslimen vorhanden sind, und denen sie wenigstens unter sich zur Geltung verhelfen wollen, stoßen sich mitunter heftig an dem individualistisch-permissiven Lebensgefühl gerade eines Großteils der westlichen Eliten, wenn sie nicht ihrerseits gegen fundamentale Rechtsgüter verstoßen, die Verfassungsrang besitzen.

Forderungen nach Respekt der Werte und der Lebensformen der aufnehmenden Gesellschaft sind mittlerweile wohlfeil – bis hin zu der Forderung nach einer Selbstaufklärung des Islam. Freilich stehen hinter diesen Forderungen nicht selten Erwartungen, bei denen Christen zweimal hinschauen sollten. In den Niederlanden etwa – so die offizielle Lesart der jüngeren Geschichte – führte die Abkehr von einer naiven Vorstellung von Multikulturalismus zu einem Erstarken einer rechtspopulistischen ausländerfeindlichen Bewegung um einen Politiker namens Pim Fortuyn. Schaut man indes genauer hin, so nahm die vermeintliche Ausländerfeindlichkeit auch darin ihren Ausgang, dass sich die vorwiegend marokkanischen Muslime in den Niederlanden nicht mit den in der niederländischen Mehrheitsgesellschaft vorherrschenden permissiven Anschauungen in Sachen Homosexualität, gleichgeschlechtlichen Lebensgemeinschaften, Pornographie oder Rauschgiftgebrauch arrangieren wollten. Das politische Projekt Fortuyn war im Kern nichts anders als die Verteidigung der Lebensform eines homosexuellen Dandys.

In Deutschland gibt es derzeit keine Anzeichen für eine politische Konstellation, die in ihrer Vehemenz der in den Niederlanden vergleichbar wäre. Trotzdem ist es Zeit, sehr genau hinzuschauen und zu beobachten, was sich in den Einwandergruppen abspielt.

Wieder ist die Beobachtung des Sprachgebrauchs ein interessantes Medium der Erkenntnis. War in Frankreich bis in die neunziger Jahre hinein von Einwanderern aus Nordafrika die Rede, so sprach man von Marokkanern, Algeriern. In Deutschland gab es die Türken. Mittlerweile ist nur noch von Muslimen die Rede, hier wie in Frankreich. Ich halte diese Beobachtung für ebenso aufschlussreich wie kennzeichnend - kennzeichnend für die Gefahr, von dem einen in das andere Extrem zu fallen: Von einer zunehmenden Religionsblindheit in die Reduktion der Einwanderergruppen auf das Merkmal Religion.

Mir erscheint dieser dialektische Umschlag in jeder Hinsicht, auch seinen praktischen politischen Konsequenzen wie der Islamkonferenz von Innenminister Schäuble, als bedenklich. Er verträgt sich weder mit unserer staatskirchenrechtlichen Tradition (droht demnächst bei Unbotmäßigkeit eine Katholikenkonferenz?), noch wird er der ethnischen, politischen und kulturellen Vielfalt der Einwanderer aus muslimisch geprägten Ländern gerecht, nicht einmal der der Türken.

Geht nicht aus allen empirischen Untersuchungen hervor, dass sich maximal ein Drittel der in Deutschland lebenden Türken in Moschee- oder ähnlichen Vereinen organisiert? Was geschieht mit der Mehrheit der Türken in einer „Welt ohne Halt“, als die sich ihnen die aufnehmende Gesellschaft ohne Zweifel darstellt? Nicht nur der Staat, sondern auch die Kirche wäre gut beraten, nicht in die vielen „Religionsfallen“ zu tappen, die Freunde wie Feinde derzeit überall aufstellen.

So, wie es für den Staat nicht darauf ankommen darf, Muslime zu integrieren, sondern darauf, aus türkischen Einwanderern mehrheitlich muslimischen Glaubens deutsche Staatsbürger zu machen, so kann es auch den Kirchen kaum daran gelegen sein, Einwanderer auf ihre Religion festzulegen.

Der Grund dafür ist nicht nur die vielleicht auch empirisch belegte Besorgnis, dass solche religiösen Fremdzuschreibungen die religiöse Selbstwahrnehmung fördern könnte und somit die vielbeklagte Fundamentalisierung beschleunigt anstatt verhindert. Mehr noch müsste den Kirchen daran gelegen sein, der Mehrzahl der Einwanderer, die nach allem, was man weiß, sich nicht auf das Religionsmerkmal festlegen möchten, dabei zu helfen, in Deutschland eine neue Heimat zu finden. Das wäre angewandte Caritas.

Wie wichtig es ist, über eine klare Analyse und sichere Kategorien zu verfügen, zeigt sich in den politischen Weiterungen des Themas Beheimatung: Für die Bischofskonferenz ist nicht der Zentralrat der Muslime der erste Dialogpartner, ebenso wenig wie der Zentralrat der Juden. (So wie Partner der EKD in Sachen wirtschaftliche und soziale Lage nach der reinen Lehre eigentlich das ZdK sein müsste und nicht die Bischofskonferenz). Auf jüdischer Seite ist die Rabbinerkonferenz der Partner der Bischöfe, im Gespräch mit den Muslimen wäre die Begegnung mit einer repräsentativen Gruppe Imamen die erste und einzige Wahl.

Freilich drängt sich alles in allem der Eindruck auf, dass alle „Parteien“ in Deutschland auf dem Feld der Analyse des Religionsmarktes und der Begegnung von Menschen unterschiedlicher Religion nicht gut gerüstet sind. Ein Grund dafür könnte sein, dass es in Deutschland – ausgerechnet – an einer leistungsfähigen Religionssoziologie mangelt, die sich als kritischer Gesprächspartner anböte.

Volkskirche oder Kirche im Volk?

Der Wunsch der europäischen Eliten vom umgekehrt proportionalen Verhältnis von Modernität und Religiosität hat sich mittlerweile als das herausgestellt, was er ist: als Wunsch. Diese Diagnose darf mittlerweile als empirisch wie theoretisch hinreichend gesichert gelten: Die meisten westlichen Gesellschaften leben nicht in einem Zeitalter der Säkularisierung, sondern in einer Epoche rapider Entkirchlichung, das heißt des Auseinandertretens von sozial verfasster und persönlicher Religiosität.

Auch im Blick auf diese Diagnose sei vor ihrer allzu naiven Verwendung gewarnt. Denn wie immer bei einer normativ-wertenden Deutung von Wirklichkeit ist auch hier das Risiko einer *petitio principii* wenn schon nicht auszuschließen, so doch möglichst gering zu halten.

Von welcher Kirche ist die Rede, wenn „Entkirchlichung“ beklagt wird? Die Rede ist fast immer von einer sehr speziellen Sozialstruktur des Glaubens, nämlich unserer „Volkskirche“. Wenn es heißt, dass ihre Zeit nicht zu Ende gehe, sondern zu Ende sei, dann ist diese Aussage insoweit richtig, als es sich um die konkrete Sozialgestalt des Glaubens handelt, die die Kirche Jesu Christi in Deutschland in einem sehr überschaubaren Zeitraum von etwa 150 – 160 Jahren angenommen hat – und selbst das längst nicht in allen Regionen. Ob aber die Kirche der Zukunft, wie immer sie heißen mag, weniger Kirche Jesu Christi sein wird als die Volkskirche der Vergangenheit, das steht noch dahin.

Mit dem Begriff Volkskirche lässt sich indes noch in einer zweiten Hinsicht arbeiten. Ich habe vor einiger Zeit in einem kurzen Kommentar ein Wortspiel zu Hilfe genommen, um das Schillernde dieses Begriffs zum Vorschein kommen zu lassen: Kirche des Volkes – Kirche im Volk. Dahinter steht Empirie, näherhin Beobachtungen wie die des evangelischen Theologen Rolf Schieder (APUZ 6/2007): „Auf ein konfessionsstatistisch hoch interessantes Phänomen hat Axel Noack, der Bischof der Kirchenprovinz Sachsen, bei der EKD-Synode in Leipzig im Jahre 2003 hingewiesen: ‚In unserem Gebiet gießen wir so viel Glocken wie wir in hundert Jahren nicht gegossen haben. Das macht man sich gar nicht klar. Die Leute geben Geld für Glocken, Orgeln und Uhren, schon weniger für die Notsicherung und schon gar nicht für das Gehalt des Pastors‘. Weiter heißt es: ‚In der Evangelischen Kirche von Berlin-Brandenburg-Schlesische Oberlausitz gibt es mittlerweile 202 Kirchbaufördervereine, in der Kirchenprovinz Sachsen 150 und in Mecklenburg-Vorpommern 35. In Thüringen gibt es dank der Initiative von 67 Vereinen und Interessengruppen praktisch keine vom Verfall bedrohte Kirche mehr. Obwohl die exakte konfessionelle Zusammensetzung der Vereine noch nicht erhoben ist, deutet alles darauf hin, dass die Konfessionslosen in den Vereinen in der Mehrheit sind.‘“ Schieder zieht aus diesen Beobachtungen einen recht optimistischen Schluss: „Von einem rapiden Verfall religionskultureller Bestände in Deutschland kann also keine Rede sein.“ Ich bin geneigt, ihm mit Beispielen aus der katholischen Kirche beizuspringen. Das Bistum Erfurt etwa macht unter Leitung von Bischof Joachim Wanke seit Jahren vor, wie man auch mit wenigen das Evangelium „auf den Leuchter stellen“ kann anstatt sich als vermeintlich heiliger Rest auf die Höhen des Thüringer Waldes zu verkriechen.

Milieus oder Geschichten?

Ein Einwand gegen diesen Optimismus ist indes nicht von den Hand zu weisen: Immer mehr Zeitgenossen schauen gar nicht mehr zu jenem „Leuchter“ hin, wollen sich nicht mehr berühren lassen vom Heiligen und Heilenden, jedenfalls nicht in der Form, wie es die Kirchen den Menschen in Gestalt der Sakramente nahe gebracht hat.

Bitte erlauben Sie, dass ich auch diese Wahrnehmung kurz einer Prüfung unterziehe, auch wenn sie vor Kurzem eine eindrucksvolle empirische Bestätigung in der Gestalt der Sinus-Studie erhalten hat. Es ist bemerkenswert, dass mit der Milieuforschung wieder einmal eine soziologische Strömung die Kirche just in dem Moment erreicht hat, in dem sie in ihrem Entstehungskontext als nur begrenzt leistungsfähig erkannt wurde. Als Geschäftsmodell mag diese „Fremdwahrnehmung“ durchaus noch taugen, zumal sie von ihren Ergebnissen her vorzüglich zu der depressiv-regressiven Grundströmung in vielen Segmenten der kirchlichen Eliten passt und in Gestalt von zum Teil mehr als dümmlichen Do's und Dont's gleich auch die passende Therapie bereithält.

Ich kann mich über die theoretische Unbedarftheit der Versuchsanordnung nur wundern. Meine Ratlosigkeit fängt beim Milieubegriff an, wird durch einen weder empirisch noch ekklesiologisch fundierten Begriff von Kirche verstärkt und hört bei der anmutigen statt analytischen Kategorie der Erreichbarkeit“ („Kein Anschluss unter dieser Nummer?“) nicht auf.

Noch einmal Reinhart Koselleck mit einem Wortspiel: „Die Geschichte hat es offenbar nicht nur mit dem Geschehen zu tun, sondern ebenso – die Philologen werden mir diesen Lapsus verzeihen – mit Schichten. Die Geschichte enthält zahlreiche unterscheidbare Schichten, die sich jeweils schneller oder langsamer verändern, jedenfalls mit verschiedenen Veränderungsgeschwindigkeiten.“ Er folgert: „Wir Historiker müssen also unterscheiden lernen zwischen verschiedenen Schichten, solchen, die sich schnell ändern können, solchen, die sich nur langsam wandeln, und solchen, die dauerhafter sind und die wiederkehrende Möglichkeiten in sich bergen.“ Diese Schichtungen und nicht die so genannte Milieuforschung wäre nach meiner Einschätzung ein kardinaler methodischer Ausgangspunkt für so genannte Pastoraltheologie.

Vor diesem Hintergrund möchte ich einige Beobachtungen referieren, die das Thema „Entkirchlichung“ in einem weniger grellen Licht erscheinen lassen. Zum einen: Wollte man eine Art „europäischen Entkirchlichungsindex“ aufstellen, dann läge Deutschland im Mittelfeld. Zum zweiten: Die Entkirchlichung verläuft seit vielen Jahren eher träge als dynamisch. Schließlich: Wenn auch die Bedeutung der Kirche und des Glaubens für die eigene Lebensführung tendenziell niedriger sinkt, so wird die Bedeutung christlicher Orientierungen für die Ordnung in der Gesellschaft derzeit weniger heftig in Frage gestellt als in den siebziger und achtziger Jahren.

Die falsche Alternative?

Das Auseinandertreten von Religiosität und Kirchlichkeit wird sich auf das Verhältnis von Staat und Kirche auswirken. So weit, so gut. Doch wann und wie? Für jeden nüchternen Beobachter ist es in diesem Zusammenhang überraschend, wie beständig das institutionelle Arrangement „Staatskirchenrecht“ seit fast achtzig Jahren über alle Systemwechsel hinweg ist. Auch das lässt weniger auf Abbruch und Einbruch denn auf ein hohes Adaptions- und Innovationspotential schließen.

Unübersehbar ist jedoch eine Veränderung auf dem Feld der „Wert“bindung staatlichen Handelns, besonders in den ethischen Fragen am Beginn und am Ende des menschlichen Lebens. Stichworte wie Abtreibung und Schwangerenberatung, Stammzellforschung, Pränataldiagnostik und Reproduktionsmedizin, Patientenverfügung, Palliativmedizin und Sterbehilfe zeigen an, dass sich unsere Gesellschaft nicht nur im rechten Umgang mit dem werdenden Leben unsicher geworden ist, sondern auch im rechten Umgang mit dem verlöschenden Leben.

Da ist nur nahe liegend, um in der Moderne mit Papst Benedikt XVI. nur moralischen Verfall am Werke zu sehen. Ich möchte vor einer solchen Diagnose warnen. Denn charakteristisch für die Moderne ist nicht die Entmoralisierung, sondern das, was der Tübinger Philosoph Otfried Höffe die „Änderung der Handlungsstruktur“ nennt. Er schreibt: „In erster Linie zugekommen haben nicht die Verfehlungen, sondern die Möglichkeiten, sich zu verfehlen. Mit der Alternative Moralisierung oder Entmoralisierung kommt man der für die Moderne charakteristischen Verantwortung nicht auf die Spur.“

So ist es kein Wunder, dass sich unterschiedliche Werthaltungen und Wertungen auch in politischen Debatten widerspiegeln – wie an den Wertungswidersprüchen: Embryonenschutz – Abtreibung leicht abzulesen. Kein Wunder ist es aber auch, dass diese Themen in den Verlautbarungen der Kirchen einen überragenden Stellenwert einnehmen. Im europäischen Vergleich ist die katholische Kirche in Deutschland sicher ein Vorreiter.

Ich gehe nicht fehl, dass der „Beratungsbedarf“ vor allem auf dem Feld des verlöschenden Lebens in den kommenden Jahren exponentiell wachsen wird. In welcher Weise, das lässt sich nur an wenigern ausgewählten Punkten illustrieren, etwa dem, wie sich die Dynamik

staatlichen Handelns über Fragen der persönlichen Lebensführung hinaus in die Wechselwirkung von persönlicher Lebensform und institutionellen Garantien eingreift.

Das Thema Ehe und Familie bietet reichlich Anschauungsmaterial für die Veränderungen. So haben gleichgeschlechtliche Lebensgemeinschaft/Homosexuellenehe nahezu überall in Europa das Thema Abtreibung als Indikator von Liberalität und Fortschritt abgelöst.

Ich habe mir noch nicht ausgemalt, was geschähe, wenn staatliche Förderung von katholischer Beratung an irgendeinen affirmativen Akt zugunsten von Lebensformen gebunden wäre, die mit der Glaubens- und Sittenlehre nicht vereinbar wäre. Der Gedanke mag Ihnen vielleicht etwas fern liegen. In England ist die Zeit schon vorangeschritten: Katholische Adoptionsvermittlungsbüros wehren sich – wohl erfolglos – gegen die gesetzliche Zumutung, auch homosexuellen Lebenspartnern Kinder zu Adoption zu vermitteln.

Ein anderes Beispiel: Vor Jahren ging eine Nachricht durch die Presse, dass ein katholisches Krankenhaus in Flandern sich geweigert hatte, in seinen Räumlichkeiten Sterbehilfe im Rahmen des gesetzlich Erlaubten zu tolerieren. Der zuständige Minister drohte daraufhin, dem Krankenhaus die Zulassung zu entziehen.

Vielleicht ist die Zeit nicht mehr fern, in der es zum Proprium von Caritas-Einrichtungen gehört, auch all jenen Zeitgenossen mit Rat und Tat beiseite zu stehen, die sich nicht länger öffentlichen medizinischen Einrichtungen anvertrauen wollen. Ob der Gesetzgeber oder die Kommunen ein solch abweichendes Verhalten billigen würden, ist zweifelhaft.

Die Vorgänge um die Schwangerenberatungsstellen in Bayern („Lex Donum vitae) und anderen Ländern sollten jeden katholischen Zeitgenossen hellhörig machen. Die Zeit ist vielleicht nicht mehr fern, in der die Caritas nicht mehr nur lernen muss, wieder stärker „aus der eigenen Quelle zu trinken“ (Gustavo Gutiérrez im Anschluss an Bernhard von Clairvaux), sondern auch wieder materiell stärker „aus eigenen Quellen zu schöpfen“.

Zahlen und Fakten

Allerdings drohen diese Quellen nach landläufiger Analyse hin und wieder zu versiegen. Dazu einige statistische Angaben: Nach einer Prognose im Auftrag der Deutschen Bischofskonferenz ist damit zu rechnen, dass sich die Zahl der Kirchenmitglieder bis zum Jahr 2050 konservativ geschätzt um 20 Prozent reduziert. Die Kirchenfinanzen schrumpfen in ähnlicher Größenordnung.

Die Basisdaten, von denen aus solche Prognosen erhoben werden, sind bekannt. Allein durch Kirchenaustritte hat die Kirche seit 1990 etwa zwei Millionen Mitglieder verloren. Die Zahl der Taufen ist innerhalb von 17 Jahren um 34,5 Prozentpunkte gesunken. Es gibt aber auch Anzeichen von Beständigkeit. Die Taufquote ist seit vielen Jahren stabil, die Zahl der Erstkommunionen, der Firmungen und auch der Beerdigungen verändert sich im Großen und Ganzen nur im Rhythmus der demographischen Veränderungen.

Daraus könnte man den Schluss ziehen, dass die Kirche als Anbieter von Passageriten nach wie vor gefragt ist. Das passt nicht jedem, sondern ist den einen eine Anbiederung, den anderen eine Form, Perlen vor die Säue zu werfen. Für andere wiederum ist die oft unaussprechliche Sehnsucht nach Sinn und das Bedürfnis nach einem Ritual des Übergangs Ansporn, etwas von der christlichen Heilsverheißung in anderen, schwächeren Formen aufblitzen lassen, in Lebenswendefeiern oder Segnungsgottesdiensten. Diese Formen entbehren nicht einer gewissen Zweideutigkeit und werden oft als Anbiederungsstrategie denunziert. Ich halte dieses Handeln allerdings für zutiefst jesuanisch. Es nimmt das „Kommt und seht“ ernst statt mit einem „Wir wollen mal drüber reden“ zu kommen.

Die Betrachtung der Passageriten wäre indes unvollständig, würde das Ehesakrament nicht berücksichtigt. Auf diesem Gebiet scheint sich seit einigen Jahren ein Traditionsabbruch von historischem Ausmaß zu vollziehen. Selbst wenn beide Partner katholisch waren, kamen im Jahr 2005 auf je 100 zivile Eheschließungen nur noch 47,9 katholische Trauungen. Es ist alarmierend, dass ausgerechnet der Akt mit der höchsten emotionalen Qualität und dem höchsten Risiko des Scheiterns nicht mehr in der Hoffnung auf die liebende und heilende Zuwendung Gottes zu uns Menschen in diesem sakramentalen Akt besiegelt wird.

Wie sich dieser Traditionsabbruch mittelfristig in der Kirche und der Weitergabe des Glaubens niederschlagen wird, ist offen. Jetzt ist der dramatische Rückgang der Zahl der kirchlichen Trauungen möglicherweise ein ernstzunehmender Indikator für schon jetzt dramatische Abnahme der Identifikation mit der Kirche in der Generation der Zwanzig- bis Vierzigjährigen – keine unwesentliche Entwicklung für eine Institution, die als größter privater Arbeitgeber am Markt vor allem für Sozialberufe um zunehmend knappe Arbeitskräfte konkurrieren muss.

Auf der anderen Seite gilt: Die Erwartungen an die Kirche und ihre Caritas sinken nicht im gleichen Maß, wie die persönlichen Lebensentwürfe und die Vorstellungen der Kirche auseinanderdriften.

Ich nehme noch einmal Bezug auf die Schichtentheorie Kosellecks. Sie lässt erwarten, dass das Grundvertrauen in die Institutionen und die in ihr repräsentierten Werte wahrscheinlich noch lange erhalten bleiben wird, weit über Milieugrenzen hinweg. Und dieses Grundvertrauen strahlt ja, wie Sie täglich erfahren, auf die Wertschätzung auch der Beratungsdienste aus. Wird diese positive Grundhaltung durch Professionalität bestätigt, dann verselbständigt sich die Wahrnehmung und führt zu einem paradoxen Phänomen, das in den McKinsey-Studien zutage trat: „Caritas ja, Kirche nein“.

Bleibt zu ergründen, welche Dynamik sich hinter der Prognose verbirgt, dass die Zahl der Katholiken in Deutschland bis zum Jahr 2050 um etwa 20 Prozent zurückgehen wird. Wird dieser Prozess linear verlaufen oder einen exponentiellen Verlauf nehmen?

So viel lässt sich mit Gewissheit sagen: Die Alterung der Gesellschaft wird nicht proportional in den Kirchen spürbar, sondern die Kerngemeinden, die Bildungswerke und Akademien mit ihrem mehrheitlich stark ergrauten „Publikum“ überproportional treffen. Freilich wäre die Kirche gut beraten, wenn sie nicht in die weit verbreitete Klage über diese Dynamik einfiel und sie dadurch noch verstärkte. Stimmen aus der so genannten Pastoraltheologie, dass die Kirche nur noch in ihren „Ruinen“ lebe, sind weder nach innen noch nach außen sonderlich hilfreich. Denn auch in der Alterung der Bevölkerung sehe ich interessante Ansätze für eine Weiterentwicklung des Verhältnisses von Kirche und Gesellschaft.

In diesem Zusammenhang lassen Sie mich noch kurz ein Wort zur Sinus-Studie einflechten: Von der schrumpfenden „Präsenz“ der Kirchen in vielen „Milieus“ auf eine „Nicht-Erreichbarkeit“ vieler Menschen zu schließen ist meines Erachtens nicht haltbar. Die katholische Kirche ist durch ihre Kindergärten, ihre Krankenhäuser, ihre Schulen und vor allem das ganze Spektrum der Caritas in allen gesellschaftlichen „Milieus“ präsent. Nehmen wir die Statistik der Caritas in NRW: 110 Suppenküchen, 10 Sozialkaufhäuser, 250 Kleiderläden, 70 Möbelshops, 150 Warenkörbe/Tafeln, 500 Ausgabestellen von Lebensmittelgutscheinen, 80 EA-Sozialbüros. Was heißt hier Erreichbarkeit? Das Ziel der Seelsorge wie der Caritas müsste es sein, beidem – der Caritas wie der Seelsorge – nicht nur Räume, sondern Orte zu geben.

Orte der Caritas

Die Pluralisierung des Religionsmarktes verändert auch die Organisation der Wohlfahrtspflege. Zwei Tendenzen sind erkennbar: Zum einen eine Pluralisierung der nicht-staatlichen

Träger – ein „wohnortnahes und plurales“ Angebot etwa an Schwangerenberatungseinrichtungen bedeutet in Duisburg etwas ganz anderes als in Deggendorf. Zum anderen ein Zurückdrängen der Anbieter aus dem Bereich der freigemeinnützigen Wohlfahrtspflege zugunsten von Kommunen und privaten, mutmaßlich gewinnorientierten Organisationen, die als Leistungserbringer auftreten.

Auch die Medien drängen in den „Beratungs“-Markt, den die Kirche bislang als ihre Domäne betrachtet hat, beispielsweise die beliebte TV-Beratung durch die Super-Nanny, Aber auch Astro-TV und Internet-Beratung wird zum Tummelplatz für jede Form des Unseriösen.

Was ist das Spezifische an einer guten Beratung im Raum der Kirche? Wie ist Kirche ihrerseits gut beraten, sich zu positionieren?

Will man nun den Ort von Kirche und Caritas näher bestimmen, so stößt man schnell auf das Typische von Caritas, nämlich auf eine von außen kaum zu durchdringende Vielfalt von Trägern, rechtlichen und fachlichen Zuständigkeiten und Abhängigkeiten. Es hieße auch in dem Fall Eulen nach Athen tragen, Ihnen diese Dimensionen im Einzelnen vor Augen zu führen.

Mir ist diese Dimension am deutlichsten am Beispiel der Suchtberatung geworden. Es handelt sich um Fachdienste mit hoher Professionalität, auch ihre Zuordnung zur Kirche ist weit hin anerkannt. Die Suchtberatung ist oft führend auf der Suche nach neuen Wegen. Die Kirchlichkeit ist dabei ein Garant für Seriosität.

Es gibt aber auch Kehrseiten der Professionalisierung. Sie befördert spezifische Mentalitäten. Im Raum der Kirche halten sich Caritäter nicht selten für die besseren Christen. Zudem werden die Akteure der Gemeindecartas oft als laienhaft abgewertet. Kardinal Lehmann sprach schon vor vielen Jahren von den „leider so oft geschiedenen Schwestern Caritas und Pastoral“, der evangelische Theologe Jürgen Moltmann von „entdiakonisierten Gemeinden“.

In der Welt der Beratung kann die hohe Spezialisierung zu einer geschlossenen Binnenkultur führen, die Veränderungen nur als sachfremde und den handelnden Personen nicht gerecht werdende Zumutungen begreifen kann.

Als Beleg für diese Tendenz lassen Sie mich Zitate aus einem Beitrag über Datenschutz in der sozialen Arbeit anführen. Darin heißt es, es sei das Interesse der Beraterinnen und Berater, gegenüber Behörden die Interessen der Ratsuchenden zu wahren. „Ihr Selbstbestimmungsrecht, in diesem Falle auch informationelle Selbstbestimmungsrecht, bleibt auch in der sozialen Notlage und Hilfebedürftigkeit unveräußerliches Persönlichkeitsrecht.“ Diese Einstellung ist im Prinzip richtig, aber nicht ohne Risiko. Eine Nicht-Anschlussfähigkeit des Fachdiskurses an die großen Entwicklungslinien der Gesellschaft führt mit einiger Wahrscheinlichkeit zu einer „Selbstmarginalisierung bei hoher Fachlichkeit“.

Auf dieser abschüssigen Ebene scheint mir auch die seit einigen Jahren geführte Debatte über die Trägerstrukturen der Ehe-, Familien- und Lebensberatungsstellen (EFL) angekommen zu sein. Auf der einen Seite steht die Sorge um Ausbildungs- und Weiterbildungsstandards, möglicherweise auch um Vergütungsstrukturen. Als Argument zugunsten der Selbständigkeit gilt die hohe Zielsicherheit der Ratsuchenden (90 Prozent). Zusammengefasst gilt die kirchliche Autonomie als gewahrt, wenn die Beratung Teil der Erwachsenenseelsorge ist.

Auf der anderen Seite steht die Notwendigkeit der Kooperation und der Integration von allgemeinen Beratungs- und von Fachdiensten. Als Argumentation zugunsten des näheren Zusammenrückens gilt die Perspektive der Ratsuchenden (vulgo Klienten), die ein Angebot aus einer Hand schätzen. Man kann genauso gut die Eigendynamik von Institutionen dahinter vermuten, Markenstrategie, aber auch Anreize durch Förderpolitik von Kommunen oder Ländern.

Beide Sichtweisen und Strategien sind prima facie nicht illegitim. Für mich als Fachfremden stellt sich indes die Frage nach dem „Management“ des Streits. Beim Blick auf die „Beratungslandschaft“ in den 27 Bistümern in der Bundesrepublik ging es mir nicht anders als bei der Analyse des Einsatzes von Laien in der Seelsorge oder der Neuordnung der Seelsorgestrukturen: Feststellbar ist ein unkoordiniertes Neben- und Gegeneinander verschiedener Konzepte, dass die sprichwörtliche rechte Hand weiß, was die linke tut und vor allem warum sie es tut, ist die Ausnahme, nicht die Regel.

Kirche ist nicht schlecht beraten, wenn sie unterschiedliche Wege geht. Aber sie wäre gut beraten, wenn sie die verschiedenen Modelle einer externen Evaluation unterziehen würde, um so auf die Dauer den besseren von vielen guten Organisationsformen zum Durchbruch zu verhelfen.

Die Einwände gegen solche Vorschläge sind wohlbekannt: Die Diözesen sind autonom; die regionale Vielfalt der Kirche verlangt nach differenzierten Lösungen. Man möge bitte keine neuen Superstrukturen aufbauen ...

Ich kann diese Argumente nicht prinzipiell entkräften, meine aber beobachtet zu haben, dass sie oft vorgeschoben werden, um auf dem status quo zu beharren. Nicht selten bemänteln sie aber auch die kleinkarierte Weigerung, den Nachbarn in die eigenen Karten schauen zu lassen.

Als einem Beobachter von außen scheint mir der Konflikt über die Zuordnung von EFL/EB zu Caritas oder diözesan verfasster Kirche geradezu exemplarisch von einer Konfliktlinie durchzogen zu sein, die für das Verhältnis von Kirche, Gesellschaft und Staat derzeit charakteristisch ist und an der entlang sich in den kommenden Jahren für alle Beteiligten vieles entscheiden wird. Es geht um die Behauptung der kirchlichen Autonomie gegenüber der staatlichen Reglementierung von Leistungserbringern. Hier könnten sich, wie ich am Beispiel von Ehe und Familie zeigen möchte, mittelfristig die Wege trennen.

Die Ehe ist in der Kirche ein hohes Gut, ja die Kirche ist die einzige gesellschaftliche Institution, die uneingeschränkt für „Ehe und Familie“ eintritt. Dieses Engagement wird immer wichtiger in Zeiten, in denen nicht nur das Bild von Ehe und Familie in der Gesellschaft pluraler wird, sondern auch der Staat durch finanzielle Anreize bestimmten Ansichten und Konzepten zum Durchbruch verhilft. Wenn der besondere Schutz von Ehe und Familie nach Artikel 6 des Grundgesetzes de facto auf die Familie eingeschränkt wird und Familie aber da ist, wo Kinder sind, dann ist es nur logisch, die Hilfen für Familie auf die Zeit zu beschränken, in der Kinder da sind, und die Institution Ehe in Zeiten sinkender öffentlicher Ressourcen nicht als förderungswürdig zu betrachten. „E“ muss in der kirchlichen Beratung auch künftig unbedingt nicht nur „Erziehung“- sondern auch für „Ehe“ stehen.

In welcher Organisationsform dieses Anliegen besser aufgehoben ist, vermag ich nicht zu sagen. Aber in die Entscheidung für das eine oder das andere Modell müssten Überlegungen wie diese nicht nur am Rande eingehen, sondern als „harte“ Faktoren.

Unkontrollierte Dynamik?

Nun gibt es neben der wie auch immer kontrollierten Dynamik innerhalb der kirchlichen Beratungsszene eine Dynamik außerhalb: Der Wettbewerb zwischen alten und neuen Leistungserbringern nimmt zu, die Steuerungsmöglichkeiten der öffentlichen Hand auf dem Feld der refinanzierten Dienste wächst.

Hier stellt sich die grundsätzliche Frage nach den Steuerungsmechanismen der Aktivitäten der Caritas. Es muss gefragt werden: Wie viel Autonomie inmitten von Heteronomie ist der Caritas möglich?

Entwickelt sich die Caritas zu einem gut beleumdeten, da kirchlichen Wohlfahrtskonzern, der überwiegend am goldenen Zügel des Staates geführt wird, oder verteidigt die Caritas die Restbestände von Autonomie, um jenseits staatlicher Planung „Not sehen und handeln“ zu können? Eine solche qualitative Überlegung zu quantifizieren ist nicht einfach. Ein Kriterium könnte sein: Wie groß ist der Anteil der personellen und finanziellen Ressourcen, der nicht durch staatliche Vorgaben gebunden ist, sondern frei für Prävention und Innovation und Arbeit an Orten und in Formen, die sich keiner öffentlichen Aufmerksamkeit und staatlichen Förderung erfreuen?

Wiederum lassen sich Beispiele finden, die belegen, dass innerhalb der Caritas und ihrer Fachdienste viel kreatives Potential vorhanden ist und dieses auch aktiviert wird: Tafeln, Etablierung von Online-Beratung, Kleinkinderbetreuung, um nur einige zu nennen.

Andere Beobachtungen stimmen skeptischer: Wie konnte es geschehen, dass die Hospizbewegung sich weitgehend außerhalb der kirchlichen Strukturen entwickelt hat? Hat man da etwa über der Sicherung des Bestehenden neue Notlagen übersehen?

Eine der Kardinalfragen im Blick auf die Zukunft der kirchlichen Beratungsarbeit lautet daher: Gibt es innerhalb der verfassten Caritas und der Seelsorgestrukturen eine – wie ich sie nennen will - „professionelle Neugierde“ auf Neues? Man könnte sogar soweit gehen, dass auch diese Haltung Teil einer spezifisch katholischen Beratungsethik ist – als Institutionenethik: So käme es nicht nur darauf an, formell (Autonomie) und materiell (Ehe) eine eigenes „katholisches Profil“ in (und nicht gegen) den Zeitströmungen bewahren. Als drittes Element müsste eine habituelle Skepsis gegenüber „dieser Welt“ hinzutreten – des sicher Erreichten, des solide Abgesicherten, des zu hundert Prozent Finanzierten.

Das klingt vielleicht etwas romantisch, aber Markenzeichen von Caritas sollte es sein, nicht nur die Freiheit „von“ staatlichem Zwang zu kultivieren, sondern die „Freiheit zu“, und zwar nicht um ihrer selbst willen, sondern um der Menschen willen.

Kirche ist nicht nur dann Kirche, wenn sie Kirche für andere ist. Aber wenn sich nicht auch wesentlich Kirche für andere ist, und zwar für die „Geringsten“, dann verfehlt sie nicht irgendein Ziel, sondern sich selbst.

Institutionenethik

Eine weitere Kardinalfrage richtet sich an die „Kirchlichkeit“ einer Institution oder der Arbeit auf einem bestimmten Handlungsfeld. Ich meine, dies kann nicht allein durch die Eigenschaften von handelnden Personen, durch deren Professionalität und Kirchlichkeit geschehen. Kirchlichkeit muss vielmehr durch (untechnisch ausgedrückt) Eigenschaften der Organisation gesichert werden.

Das kirchliche Krankenhaus mit dem Türschild, den Sonntagsgottesdiensten im Radio, ansonsten gesteuert im Rhythmus von Veränderungen der Krankenhausfinanzierung und der Abrechnungsmodi, das ist nur ein notwendiger, aber noch kein hinreichender Ausweis kirchlichen Präsenz in der Gesellschaft.

Auch Leitbilder und Konzeptionen, die nur auf dem Papier stehen, sind hier nicht aussagekräftig. Papier ist geduldig. Für mich stellt sich die Frage, ob bestimmte ethische Imperative der Kirche so regelhaft gesichert und damit standardisiert sind, dass dieses oder jenes Kran-

kenhaus „objektiv“ katholisch ist. Etwa durch bestimmte Standards der Palliativmedizin, durch bestimmte Formen von Beratung.

Bedeutsam ist nicht die Zuschreibung von außen, sondern die Definition von Standards von innen her. Nun ließe sich diese Diskussion von Heteronomie und Autonomie noch lange fortführen. Ich möchte hier allerdings auf eine Falle, auf die so genannte Autonomiefalle hinweisen: Autonomie kann nicht nur, sondern steht auch oft für Trägheit und kann auch Teil einer Immunisierungsstrategie sein.

Im Bereich Suchtberatung ist mir aufgefallen, dass Cannabis-Abhängigkeit lange nicht ernst genommen wurde. Merkwürdigerweise wurde das neue Klientel junger und intensiver Cannabis-Gebrauchern erst dann entdeckt, als in den eingeführten Beratungseinrichtungen die Zahl der Heroin-„Stammkunden“ zurückging.

Könnte es nicht auch in anderen Beratungsfeldern nicht immer leicht sein, vor lauter Bäumen auch noch den Wald zu erkennen? Schön, dass es jetzt im Erzbistum Köln auch Familienzentren gibt. Doch auch hier wieder meine Frage: Warum bedurfte es des Anstoßes der NRW-Landesregierung, bis die Kirche die Chancen entdeckte, die im eigenen System liegen.

Ein weiteres Beispiel für die „Autonomiefalle“ sind die Mehrgenerationenhäuser. Sie sind eines der großen Projekte von Bundesfamilienministerin von der Leyen. Aber solche Modelleinrichtungen gab es innerhalb der Kirche und ihrer Caritas auch schon vorher. Merkwürdig und schade, dass es erst politischer Impulse und Finanzierung bedurfte, dass die Träger sich öffentlich zu neuen Konzepten bekennen.

Oft wissen die Katholiken und ihre Caritas längst, „wie es geht“. Man muss mit Bedauern feststellen, dass sie ihr Licht unter den Scheffel stellen. Warum fehlt es an hinreichender Dynamik, an professioneller Neugier und an der Lust zu Veränderungen. Es herrschen Verteilungskämpfe um vermeintlich oder wirklich knappere Ressourcen, die viele Kräfte binden. Dann wird zunächst die eigene Not gesehen und entsprechend gehandelt. Und mit Blick auf gesellschaftliche Bedarfslagen fehlt dann die Kraft und die Phantasie, das Leitmotiv „Not sehen und handeln“ in konkrete Hilfen umzusetzen.

Auf dem Markt der Ratlosen

Nun kann auch dieses Motto „Not sehen und handeln“ den Blick ebenso verengen wie weiten. Schon jetzt ist die sichtbare Not so allgegenwärtig, dass es für Wahrnehmung neuer Notlagen nicht selten an Zeit und Raum fehlt. Dies mündet oft in ein larmoyantes Selbstmitleid, weil die böse Kommune/der böse Generalvikar so borniert ist und nicht einsehen will, dass es mehr Stellen und mehr Geld braucht. Andere reagieren mit einer Immunisierungsstrategie – der Geistliche ist kein Einzelfall, der vor lauter Verwaltung gar nicht mehr zur Seelsorge kommt. Kommt aber wie in Essen ein Bischof daher, der sagt, ich brauche nur wenige Verwalter, aber viele Seelsorger, dann ist die Klage über den Verlust von Titel und Privilegien groß.

Gibt es zu dieser Beobachtung Parallelen auf dem Beratungsmarkt?

Unstrittig ist, dass der Beratungs- und Hilfebedarf nach Lage der Dinge stark zunehmen wird, bedingt nicht zuletzt durch die Alterung der Bevölkerung und die kontinuierliche Migration. Mit Blick auf die in Deutschland lebenden Menschen mit Migrationshintergrund ist festzuhalten, dass diese auf Dauer eigene soziale Dienstleistungsangebote etablieren werden. Es ist sicherlich auch zu erwarten, dass die türkischen und muslimischen Organisationen eigene Beratungsdienste aufbauen werden. Das ist gut so, aber ebenso gut ist es, wenn die Kirche weiterhin ein offenes Ohr behält für diejenigen, die sich gerade nicht auf ein Religionsmerk-

mal festlegen lassen möchten. Dies wird sicherlich einer der großen Wachstumsmärkte der nächsten Jahre sein.

Der Beratungsbedarf nimmt exponentiell zu, weil der „Markt der Ratlosen“ nicht kleiner, sondern größer wird. Und diese Analyse mündet häufig ohne Umwege in die Forderung nach mehr Geld – aber natürlich nur für die seriösen Anbieter.

Die Argumentation ist in sich schlüssig. Die Triftigkeit der Argumente ist prima facie nicht von der Hand zu weisen, weder in der innerkirchlichen Verteilungsdebatte wie in der öffentlichen. Nie fehlt der Hinweis, dass die Einrichtungen schon jetzt überlastet seien, nie der Hinweis, dass es nicht möglich sei, das Vorhandene preiszugeben, wolle die Kirche nicht gleich ihren seelsorgerlichen Anspruch aufgeben.

Dies alles ist durchaus nachvollziehbar, aber meines Erachtens trägt die Diskussion dennoch gewisse problematische Züge. Etwas zynisch formuliert: Ich kann mir keine Beratungseinrichtungen vorstellen, deren Wartezeiten nicht so hoch und deren Aufgaben nicht so groß sind, dass sich daraus die Forderung nach besserer Personalausstattung ableiten ließe.

Richtig ist, dass der Beratungsmarkt auf der Nachfrageseite wächst, aber der Anbieter auf diesem Markt wäre erst noch zu finden, der nicht mit dem Markt wachsen und dabei seinem Marktanteil noch vergrößern wollte. Heißt die Lösung also „Mehr Geld ins System?“

Ich rate hier zur mehr Gelassenheit und zur Prüfung einer anderen Strategie: Effizienzgewinne durch bessere Ressourcenallokation.

Nicht mehr Geld, sondern Geld und mehr

Wenn man sich mit der mittelalterlichen Wirtschaftsethik beschäftigt, die Kardinal Höffner Ende der vierziger Jahre in einem bis heute wegweisenden Buch dargelegt hat, dann stößt man auf ein ganzes Universum von Finanzierungsformen von kirchlicher Institutionen einschließlich der „Fürsorge“, der Sozialarbeit. Eines davon, das Stiftungsmodell, hat bis heute in der Kirche überdauert, ist aber in Zeiten der Kirchensteuer und einer immer mächtigeren Verwaltung mit immer mächtigeren Generalvikaren und Steuerungsmechanismen lange Zeit in den Hintergrund getreten.

Mittlerweile ist das Bewusstsein gewachsen, dass man doch vielleicht mehr Formen der kirchlichen Arbeit durch Stiftungen gegen viele Wechselfälle des Lebens absichern müsste, wie es die Kirche jahrhundertlang getan hat. Doch auch hier wieder kein Vorteil ohne Nachteil: Stiftungen können auch zum Alibi werden für reguläre Kirchensteuerfinanzierung und zur Kompensation sinkender öffentlicher Förderung zur Sicherstellung des Arbeitsfeldes oder zur Aufrechterhaltung von Standards.

Eine weitere Sorge treibt mich um: Die Ablösung der Kirchensteuer- oder sonstiger Finanzierung durch Stiftungen könnte auch strukturkonservativ wirken im Sinne einer reinen Substitution. Die Frage muss erlaubt sein, ob es nicht stärker im Blick der verfassten Caritas sein muss, neue Handlungsfelder auf dem Gebiet der Beratung und neue Orte offensiv zu erschließen und dazu auch Anspruch auf kirchliche Finanzierung zu haben.

Eine weitere Chance für die Kirche ist die Perspektive von Kooperation und Vernetzung. Die bestehenden Strukturen ermöglichen die Dienstleistung „aus einer Hand“. Dies ist sicherlich schon jetzt ein Wettbewerbsvorteil, vor allem gegenüber privaten Anbietern: Aus der Sicht eines Ratsuchenden ist dies nicht nur praktisch vorteilhaft, sondern auch ein Korrelat zu einer „ganzheitlichen“ Sicht des Menschen. Entlang der Maxime der Charta Oecumenica könn-

te man formulieren: „Nicht mehr das gemeinsame Handeln/Auftreten bedarf der Rechtfertigung, sondern das getrennte.“

Doch die nächste Warnung folgt auf dem Fuß: Auf der anderen Seite: Endlose Debatten über die richtigen Trägerstrukturen sind das Letzte, was ein Ratsuchender braucht. Auch hier gilt es, die Gerechtigkeitsfrage zu stellen, indem überprüft wird, wie viele Ressourcen in solche Prozesse investiert werden und wie viele Ressourcen dann nicht mehr für andere Prozesse zur Verfügung stehen. Kooperative, integrierte Strukturen könnten und müssten in Zukunft ein Erkennungsmerkmal von kirchlicher Beratung sein und sie werden, da bin ich mir sicher, entscheidend dazu beitragen, dass die Kirche und ihre Caritas als Träger der Beratung am Markt weiterhin als überzeugende und überzeugte Anbieter präsent sind.

Gemeindecaritas

Eine letzte Dimension möchte ich abschließend ansprechen, die ungeliebteste, vielleicht auch die komplizierteste: Gemeindecaritas.

Hier gibt es die Idee, dass die Beratungseinrichtungen in City-Läden, Fußgängerzonen und Kindergärten präsent wären, um ihre Dienste dort anzubieten, zumindest dort Flagge zu zeigen. Dagegen spricht, dass die Nachfrage nach Beratung ins Unendliche wachsen würde, und dass die ohnehin schon überlasteten Beratungseinrichtungen diesen einmal geweckten zusätzlichen Bedarf später nicht befriedigen können. Das wäre zutiefst unethisch.

Ich möchte aber den Spieß herumdrehen. Müsste es nicht möglicherweise die Aufgaben von Beratungseinrichtungen sein, die kirchlichen Einrichtungen zu beraten. Wäre es nicht auch eine Perspektive, Personen, die ihrerseits wenn schon nicht beraten, so doch im Rahmen des Möglichen begleiten und Hilfen vermitteln können, so weit es geht zu befähigen, diese Chancen auch wahrzunehmen?

Warum also nicht Personen, die einer Einrichtung ein Gesicht geben – Kindergärtnerinnen, Krankenschwestern – in Gesprächsführung trainieren, sie zu Lotsen im Beratungs- und Hilfesystem machen? Im Erzbistum München und Freising hat man diesen Weg schon beschritten, indem man die Pfarrbüros auch offiziell zu Erstanlaufstellen der Caritas gemacht und Pfarrsekretärinnen entsprechend ausgebildet hat.

Ich glaube, es wäre eine Fehlwahrnehmung, wenn darin billige Entlastung der Caritas auf Kosten der Gemeinde gesehen würde. Vielmehr geht es bei der Gemeindecaritas um den Ernstfall von Caritas, nämlich um das Stiften von Solidarität. Können sich nicht Alte und Junge gegenseitig viel mehr helfen oder Familien sich untereinander helfen – wenn man ihnen dabei hilft?

Können Gemeinden oder Seelsorgeeinheiten nicht viel mehr als derzeit zu Frühwarnsystemen werden, Erste Hilfe bereitstellen und als Lotsen im Beratungs- und Hilfesystem dienen? Sollte es nicht die Ausnahme, sondern die Regel sein, dass Caritasarbeit in Gemeinderäumen stattfindet? Diese Nähe verheißt vielfältigen Mehrwert: Man kann Tafeln errichten, damit Hungerige speisen können. Man kann aber auch Menschen kochen und nähen lehren. Das passiert.

Man kann auf die demographischen Veränderungen mit noch mehr Seniorenkreisen und Busreisen reagieren. Wer nicht mehr mitkann, der kommt ins Pflegeheim.

Warum aber nicht die Kirchengemeinden neu entdecken als Experimentierfelder für neue Wohnformen und gegenseitige Hilfe? Gibt es noch die alte Gemeindeschwester, die Tag für Tag nach denen schaut, die es nötig haben? Warum spricht man von Prävention überwie-

gend im Blick auf Kinder? Stellt sich dieses Thema nicht auch im Blick auf die Risiken, die die Alterung der Gesellschaft mit sich bringt? Warum nur „Kinder stark machen“, warum nicht „Senioren stark machen“?

Nun werden sie mir entgegenhalten: Die Gemeinden sind zu klein und zumeist kleinbürgerlich formatiert. Ich halte dagegen: Wer sich heute in der Gemeinde engagiert, ist hoch motiviert. Dieses Potential gilt es zu nutzen.

Ich halte die Zusammenarbeit von Gemeinden und Caritas für ein wesentliches Element der Zukunft der Kirche in Deutschland – um nur das nächstliegende zu nennen. Sollte man nicht auch die Chancen der Zusammenarbeit von Caritas und etwa den Bildungswerken ausloten?

Wohl gemerkt, ich bin kein naiver Anhänger sozialromantischer Vorstellungen von „Gemeinde als Pfarrfamilie“. Aber ich wehre mich dagegen, dass die Chancen der Gemeinden kleingeredet werden oder bei zahllosen Reformen und Pastoralplänen die Gemeinden gleichsam wie das Kind mit dem Bade ausgeschüttet werden.

Das Spezifikum katholischer Beratung macht sich auch in dem fest, wie Gemeinden leben und wie Caritas arbeitet. Dieses Spezifikum ist auch in ihrem Menschenbild begründet: Hilfe kann Hilfe *aus der Not* sein, muss aber eigentlich immer erst Hilfe *in der Not* sein. Oder mit Dahendorfs Worten: „Die Gemeinschaft selbst kann wie eine Ölhaut wirken ... Ligaturen sind also ein Schutz, der die Freiheit zur Blüte bringen kann.“

STATEMENTS

Die Kurzinterviews wurden geführt von Gertrud Rogg, Referatsleiterin Publizistik im Deutschen Caritasverband e. V., Freiburg und Alfred Hovestädt, Leiter der Stabsabteilung Information und Kommunikation im Diözesan-Caritasverband für das Erzbistum Köln e. V.

„Lasst uns differenziert herangehen, um der Sache und um der Menschen willen.“

Prälat Theo Paul, Generalvikar, Bischöfliches Generalvikariat, Diözese Osnabrück

Rogg:

Herr Generalvikar, Sie haben sich die Projekte angeschaut. Gibt es eines, das Sie besonders beeindruckt hat?

Paul:

Ich möchte das Projekt „Kontaktstelle Caritas“ aus der Diözese München ansprechen: Die Pfarrbüros vor Ort nehmen hier offensichtlich eine wichtige Aufgabe wahr. Pfarrsekretariate können zu Orten werden, an denen auf ganz selbstverständlichem Weg Vernetzung und Information geschehen kann. Jeder der hier anklopft, erhält kompetente Hilfe. Das möchte ich von hier aus als Anregung mitnehmen.

Rogg:

Der Kongress steht unter dem Motto „Kooperation, Vernetzung, Integration“. Bei welchem der drei Bereiche sehen Sie den größten Entwicklungsbedarf? Wo sehen sie die größten Möglichkeiten?

Paul:

Es wird darauf ankommen, dass wir die Vernetzung weiter verstärken. Ich persönlich glaube, dass es zu diesem Weg keine Alternative gibt. Mir geht es darum, für die Menschen, die unseren Rat suchen, die Übersicht zu erleichtern. Dabei müssen wir immer die Perspektive der Betroffenen im Blick haben.

Dabei würde ich gerne den Wettbewerbsgedanken nicht ganz aufgeben wollen. Ich habe Angst vor noch mehr Konzentration in der Kirche. Wir sollten auch in der Kirche uns für Pluralität stark machen. Eine plurale Gesellschaft braucht eine plurale Präsenz von Kirche und auch von Diensten der Kirche. Wir brauchen die gegenseitige Korrektur und die gegenseitige Herausforderung, damit wir nicht müde werden in unserem Engagement und die Neugier für die Lebenssituation der Ratsuchenden nicht verloren geht.

Rogg:

Herr Deckers hatte in seinem Vortrag angesprochen, dass es vielleicht weniger wichtig werde, ob Caritas und Kirche mit ihren Einrichtungen sich im internen Wettbewerb bewähren. Wichtiger sei vielleicht, deutlicher zu zeigen, dass sie gemeinsam für das gemeinsame Angebot stehen, entsprechend dem Wort von Bischof Wanke: „Wo Kirche drauf steht, muss Caritas drin sein und wo Caritas drauf steht, muss Kirche drin sein.“

Paul:

Ich würde das nicht als Gegensatz sehen. Wenn ich Wettbewerb sage, sehe ich in erster Linie ein konstruktives Eifern um die richtigen Wege, um eine möglichst nahe Präsenz bei den Menschen, um eine einladende Form von Kirche. Für mich ist eine Kirche ohne Caritas nicht denkbar und eine Caritas ohne Kirche löst sich in sich selbst auf. Diese Kräfte zehrenden Diskussionen können wir uns gar nicht mehr leisten. Wir stehen gemeinsam vor einer Herausforderung. Ich möchte eine starke Caritas, als Korrektiv auch und als kritische Instanz, aber ich möchte die Caritas nicht nur in der Form von Institution, sondern ich meine die Caritas in ihrer ganzen Vielfalt, die sich zeigt in ihren Fachverbänden, Stiftungen, in Projekten, in Gemeinden.

Rogg:

Die letzte Frage gilt den Finanzen: Die Beratungsstellen erhalten für ihre Arbeit ja unter anderem auch kirchliche Finanzmittel. Nach welchen Kriterien entscheiden die Verantwortungs-träger bei der Vergabe?

Paul:

Ein paar Kriterien, die mir wichtig sind, habe ich eben bereits angesprochen. Es ist schwierig, diese Frage diözesanübergreifend zu beantworten. Es gibt durchaus Benchmarks, allerdings hat dieses Instrumentarium des Vergleichs doch seine Grenzen. Wir sind in Deutschland in einer ganz bestimmten gesellschaftlichen und geschichtlichen Situation, die uns verbindet. Trotzdem gibt es große Unterschiede zwischen den Bundesländern. Die Situation der Diözesen ist geprägt von der jeweiligen Diözesan- und Sozialgeschichte. Das können wir nicht ignorieren. Um der Sache, um der Menschen willen, müssen wir mit diesen Unterschieden differenziert umgehen. Die Caritas muss ihren angemessenen Stellenwert haben. Das ist unbestritten - auch im Blick auf die Zuwendungen aus Kirchensteuern. Aber hier werden wir keine generelle Marschrichtung für alle Diözesen hinbekommen, weil die Situation in den Regionen einfach zu verschieden ist. Ich bin für das Subsidiaritätsprinzip. Wir können es nicht nur nach außen hin vertreten, sondern müssen es auch für uns selbst viel ernster nehmen. Wir haben in der Kirche nicht ein Zuviel an Subsidiarität, sondern ein Zuwenig.

„Wir brauchen eine Gesamtkonzeption“

Domkapitular Andreas Möhrle, Seelsorgeamtsleiter, Erzbischöfliches Ordinariat Freiburg

Hovestädt:

In der Erzdiözese Freiburg, wenn man das so sagen darf, ist die Beratungslandschaft eher klassisch organisiert: Ehe-, Familien- und Lebensberatung ist im Ordinariat angesiedelt, Erziehungsberatung und andere Beratungsangebote sind bei der Caritas. Warum ist das so?

Möhrle:

Wir haben in Freiburg eine besondere Situation: Die Beratungsstellen sind immer in örtlicher Trägerschaft: zwei örtliche Caritasverbände und mehrere Gesamtkirchengemeinden sind beauftragt, Ehe-, Familien- und Lebensberatung zu leisten. Die Diözese gibt für diese Arbeit die Standards vor. Die Mittel werden dann entsprechend der strategischen Vorgaben und vor dem Hintergrund dieser Standards vergeben. Hierfür gibt es ein Budget. Die Caritas erhält die Mittel des Bistums im Rahmen des Gesamtzuschusses und nicht zweckgebunden für spezielle Beratungsangebote. Die interne Verteilung übernimmt der Diözesan-Caritasverband. Diese Aufteilung ist historisch gewachsen und hat sich bewährt.

Hovestädt:

Was muss geschehen, damit die Beratungstätigkeit der katholischen Kirche und ihrer Caritas fit gemacht wird für die Zukunft ? Oder ist alles gut, wie es ist?

Möhrle:

Beratung ist ein grundlegender kirchlicher Auftrag. Wir haben hier unsere eigene Verantwortlichkeit und unsere eigenen Anliegen als Kirche. Wir finanzieren dies nicht alles allein. Einen Teil der Aufwendungen können wir durch staatliche Zuschüsse refinanzieren. Das ist heute morgen im Vortrag von Herrn Deckers kritisch kommentiert worden. Ich denke, in der Kom-

bination von Eigeninitiative und vertraglich geschuldeten Leistungen ist unser Profil deutlich herauszuarbeiten.

Wir müssen uns verständigen, was in welcher Form getan wird - und da meine ich, brauchen wir noch einen größeren Konsens über die Standards. Solche Standards sind eine gute Basis dafür, dass wir das, was wir für realistisch halten, letztlich auch wollen und durchführen können. Dann denke ich, ist es natürlich im letzten Schritt wichtig, die Träger zu finden, bei denen sozusagen ein Thema am besten angedockt werden kann.

Hovestädt:

Was wären ihre Ideen für ein gutes Miteinander von Ehe-, Familien- und Lebensberatung und Erziehungsberatung.?

Möhrle:

Ich denke, wir haben Vernetzungen, selbstverständlich ist die Kooperation, auch die Integration kann bei manchen Diensten sinnvoll sein. Was wir aber – glaube ich – brauchen, ist eine Gesamtkonzeption, die alle drei Formen des Zusammenwirkens mit einschließt. Das ist eine Frage der fachlichen Zuständigkeit. Wir in Freiburg sind sehr stark der Meinung, dass es beides braucht: eng kooperieren und vernetzt arbeiten, z. T. bei uns in den selben Gebäuden. Aufgrund der Wiederentdeckung der Paarbeziehung sollte diese aber ein eigenes Angebot bleiben, eng vernetzt mit der Familienberatung aber doch qualitativ eigenständig für den Personenkreis, der bewusst hier auch Rat sucht.

Hovestädt:

Ein Spezifikum der katholischen Beratungsdienste ist die Nähe zur Pastoral der Kirche? Wie würden Sie das konkretisieren?

Möhrle:

Ich denke, es gab ja mal den Trend. Ich karriere es jetzt in wenig: Wir machen was ganz Tolles, aber leider sind wir von der Kirche. Ich denke, wir entdecken wieder gemeinsam überall, das unser kirchlich sein oder – Frère Alois von Taizé hat es so gesagt – „in Christus verwurzelt sein“, offen für alle macht. Es gibt eigentlich keine Beratung, die seelsorglos ist. So möchte ich es mal von der anderen Ecke her sagen. Es gibt unterschiedliche Intensität von Pastoral und Seelsorge in Beratungsprozessen, auch in sozialen Beratungsprozessen. Wenn jemand das gar nicht möchte, ist natürlich der, der Rat sucht, immer frei. Aber wir als Kirche können nicht sezieren: Beratung hier und Seelsorge dort.

Kirchliche Familienberatungsstelle mit klar zu erkennenden Standards und Angeboten"

Msgr. Wolfgang Tripp, Diözesan-Caritasdirektor, Caritasverband der Diözese Rottenburg-Stuttgart

Rogg:

Bei Ihnen in der Diözese hat der Bischof entschieden und Ihnen den Auftrag erteilt, einen integrierten Beratungsdienst aufzubauen. Was war der Hintergrund dieser Entscheidung?

Tripp:

Ein zweifacher: Die Diözese hat in ihrem Prioritätenprozess einen klaren Schwerpunkt definiert, nämlich Familien stärken und darunter auch den besonderen Akzent auf die Beratungsdienste gelegt.

Und der zweite Auslöser ist sicher ein finanzieller, weil eben nach dem Prioritätenprozess sich der Posterioritätenprozess anschließt: Was können wir nicht mehr so machen, was wir seither gemacht haben? Es waren Reduzierungs- und Einsparvorhaben zu erledigen und da war für die Bereiche Erziehungsberatung und Ehe-, Familien- und Lebensberatung die klare Entscheidung, dass diese Beratungsdienste zusammengeführt werden sollen, um Synergien zu nutzen und auch um finanzielle Mittel einzusparen. Nach vielen konzeptionellen inhaltlichen Diskussionen war klar: Zusammenführung unter dem Dach des Diözesan-Caritasverbandes.

Rogg:

Wie wird das künftige Beratungskonzept aussehen?

Tripp:

Die Überschrift heißt: Kirchliche Familienberatungsstelle mit unterschiedlichen fachlichen, klar zu erkennenden Standards und Angeboten und klarer Fachlichkeit in der Profession derer, die die Beratung machen. Ehe-, Familien- Lebensberatung, Erziehungsberatung und in einem weiteren Schritt, den wir jetzt von Seiten des Caritasverbandes mit ins Gespräch gebracht haben, mit der Schwangerschaftsberatung. So dass wir ein qualifiziertes, differenziertes und dann durch die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter auch ausgestattetes, multiprofessionelles Team haben, das diese kirchliche Familienberatungsarbeit angeht.

Es sollte ein niedrighschwelliges Einlasstor geben, wo sich dann erst die Fragen klären, um welche Problemsituationen es geht. Die Erfahrung der Beraterinnen ist, dass es zwar einen Beratungsanlass gibt, aber dann kommen mindestens zwei, drei andere Probleme nach. Deshalb sollen nicht nur die drei klassischen Dienste Erziehungsberatung, Ehe-, Familien- und Lebensberatung sowie Schwangerschaftsberatung bedacht sein, sondern netzwerklich organisiert natürlich noch die anderen Dienste, die von Seiten der Caritas vorgehalten werden, wie beispielsweise die Suchtberatung oder die Schuldnerberatung.

Rogg:

Ist Ihnen in Aussicht gestellt, dass mit der Zusammenführung unter einem Dach der Caritas auch die bislang verfügbaren Mittel unter das Dach der Caritas fließen?

Tripp:

Die Budgets sind bereitgestellt und es gibt derzeit noch zwei Budgettöpfe, für die Erziehungsberatung, sprich unter dem Gesamtbudget des Caritasverbandes und das Budget für die Ehe-, Familien- und Lebensberatung. Das ist ausgerechnet und aufgerechnet, wie viel für diesen Beratungsteil zur Verfügung steht und wer das macht, der braucht und kriegt das Geld.

Rogg:

Wie reagieren die Mitarbeiter(innen) auf die neue Situation? Rechnen sie mit Widerständen?

Tripp:

Bei solchen schwierigen Entwicklungs- und Veränderungsprozessen gibt es natürlich Ängste auf Seiten der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Die nehmen wir sehr ernst, deswegen lassen wir uns auch bei der konkreten Umsetzung und Zusammenführung dieser beiden Dienste genügend Zeit - knapp zwei Jahre. Wir haben ein – so denke ich – hoch qualifiziertes Projekt aufgelegt, das diese beiden Dienste zusammenführen soll. Auch mit externer Moderation, mit fachlicher Expertise, um diese beiden Stränge gut zusammenzufügen. Wir haben nie verhehlt, dass hier zwei unterschiedliche Kulturstränge zusammengeführt werden. Auch die

weitere Frage ist wichtig: Können wir alle Arbeitsplätze erhalten? Wir werden sie sicher nicht alle halten können. Das haben wir auch offen kommuniziert. Und natürlich die Frage, wer ist dann mein Chef und wem unterstehe ich? Das löst Ängste aus und deswegen wollen wir in dem gemeinsamen Prozess die unterschiedlichen Mitarbeitererebenen und die Mitarbeiterstränge in das Projekt einbeziehen.

„Mit einer großen Gruppe von Ehrenamtlichen aus den Kirchengemeinden ist es möglich, den Menschen eine niederschwellige Beratung anzubieten.“

Barbara Handke, Direktorin, Caritasverband Wiesbaden-Rheingau-Taunus e.V.

Hovestädt:

Bereits vor einigen Jahren wurden in Wiesbaden, im Roncallihaus Beratungsdienste zusammengeführt. Wie kam das und wie entwickelte es sich?

Handke:

Als ich vor 10 Jahren nach Wiesbaden kam, fand ich 14 Beratungsdienste vor. Das habe ich mir 1 ½ Jahre angeschaut. Dann habe ich alle Berater(innen), die etwas mit Familien zu tun hatten - Ehe-, Familien- und Lebensberatung, Erziehungsberatung, Sozialpädagogische Familienhilfe und sozialpädagogischer Dienst – aufgefordert, ein Konzept für eine gemeinsame Beratungsstelle zu schreiben. Am Ende versuchte man mich zu überzeugen, dass das Vorhaben zum Scheitern verurteilt war: wegen der Rahmenbedingungen, aus rechtlichen Gründen, aus kirchenpolitischen Erwägungen. Ich musste also entscheiden und habe dies getan: Es wurde eine Beratungsstelle mit einer Leitung konstituiert. Am Anfang war nur Unverständnis und Verärgerung.

Die psychologischen Beratungsdienste zeigten die größten Widerstände. Unsere Familienhelfer, also die, die ganz praktisch in die Familien gehen, die wissen, wie man mit den Leuten kochen lernen muss, einkaufen, Haushaltsbuch führen. Die haben immer gesagt, dass ist doch toll. Jetzt können wir was zusammen machen. Während die anderen sagten, ihr dürft ja gar nicht wissen, wer zu uns in die Beratung kommt. Heute läuft alles sehr gut und die Mitarbeiter(innen) können und wollen gar nicht mehr anders arbeiten. Wir haben ein Familienzentrum im Haus geschaffen. Eine große, anerkannte Schuldnerberatung ist drin, Tageseinrichtung für Kleinkinder mit 50 Plätzen von 9 Wochen bis 3 Jahren ist integriert. Wir erreichen unendlich viele Eltern mit ihren Kindern.

Hovestädt:

Sie könnten sich doch entspannt zurücklehnen? Oder wollen Sie noch mehr erreichen?

Handke:

Wir wünschen uns schon noch einiges mehr: Wir haben im letzten Jahr ganz bewusst, um die von Herrn Deckers angesprochene Vernetzung mit den Kirchengemeinden hinzubekommen, einen katholischen Sozialladen am 19. November (Tag der Hl. Elisabeth) eröffnet. Dort sitzen vereint die Gemeindec Caritas, die allgemeine Sozial- und Lebensberatung und die Stadtkirche. In kürzester Zeit liefen die Leute dort aus und ein. Mit einer großen Gruppe von ausgebildeten Ehrenamtlichen aus den Kirchengemeinden ist es möglich, den Menschen eine niederschwellige Beratung anzubieten und zum anderen Projekte caritativer Art in die Kirchengemeinden wieder zu verankern. Wir haben in einem Stadtteil mit allen drei Kirchengemeinden einen ökumenischen Helferkreis für die Nachbarschaftshilfe aufgebaut. Das läuft wunderbar. Wichtig ist mir auch die konkrete Armutsbekämpfung durch Beratung. Wir haben

gesagt, wir müssen etwas verändern an unseren Beratungsdiensten, nämlich indem wir wieder anfangen, mit den Familien ein Haushaltsbuch zu führen, Kochkurse zu machen, wie kann ich mit wenig Geld gesund selber kochen. Das können viele Mütter oder Eltern gar nicht mehr. Wir haben beispielsweise ein neues Projekt begonnen, wo wir eine Mitarbeiterin in die Familien schicken.

Hovestädt:

Dr. Deckers hat in seinem Vortrag betont, dass die Kirche und ihre Caritas wieder mehr aus ihren eigenen Quellen schöpfen sollte, um das eigene Profil deutlich zu machen. Wie kann man sich das konkret vorstellen?

Handke:

Die Mitarbeiter(innen) sollten einen Zugang zum Glauben haben. Ich freue mich darüber, dass der Papst die schöne Enzyklika „Deus Caritas est“ geschrieben hat. Er hat beide Seiten angesprochen. Auf der einen Seite die berufliche Kompetenz und auf der anderen Seite die Arbeit aus Liebe zu Christus heraus. Die Liebe Christi drängt uns. Meine eigene Motivation war die: Als ich die Sozialarbeit und die Diplom-Pädagogik hatte, bin ich ins Bistum Münster und habe gebeten: Bildet mich zur Pastoralreferentin aus. Ich finde, das Soziale muss mit der Pastoral verknüpft werden. Dann haben wir den richtigen Ansatzpunkt für diese Arbeit. Das ist so. Das macht viel Spaß.

„Lasst uns die Vernetzungen in der hohen Dichte, die wir jetzt haben, beibehalten. Dann sind wir gut aufgestellt.“

Dr. Hannspeter Schmidt, Erzbischöfliches Generalvikariat, Hauptabteilung Seelsorge, Erzdiözese Köln

Rogg:

Wie sieht Ihr Modell von Vernetzung der Beratungsstellen aus?

Schmidt:

In vielen Diözesen haben wir eine sehr gute kooperative und vernetzte Struktur, nicht nur bei den Beratungsdiensten im engeren Sinn. Dafür bin ich hier auch Vertreter: Eheberatung, genau wie Erziehungsberatung, Schwangerschaftsberatung, Telefonseelsorge. Die Vernetzung geht weiter und umfasst die vielen anderen Dienste, die noch dazu kommen. Sie bilden ein Geflecht außen rum und werden manchmal ins Zentrum geholt. Das funktioniert in vielen Diözesen hervorragend. Es funktioniert dort, wo ich hinschauen und Erfahrungen habe so gut, dass ich sage, lasst uns diese Form der Kooperation beibehalten. Lasst uns diese Vernetzungen in der hohen Dichte, die wir jetzt haben, beibehalten. Da sind wir gut aufgestellt.

Rogg:

Haben Sie das Gefühl, dass Sie mit den Beratungsangeboten alle Schichten, alle Lebensbereiche erreichen? Anders ausgedrückt: Ist für den einen oder anderen ihre Türschwelle zu hoch?

Schmidt:

Ich habe nicht den Eindruck. Wenn wir in unsere Statistik gucken, auf unsere Realität in der Beratung schauen, dann haben wir ganz einfache Menschen, wir haben arbeitslose Menschen, wir haben den Elektriker, wir haben den Handwerker genauso wie den, der als Akademiker zu uns kommt und in Leitungsposition ist. Wir sind bunt gewürfelt in der Klientel und

das ist etwas, wo wir den Eindruck haben – auch in der Statistik nachweisbar – dass wir viele Schichten, viele Milieus erreichen können.

Rogg:

Hat sich etwas in der Ehe-, Familien- und Lebensberatung gewandelt?

Schmidt:

Wir haben in der Veränderung der Geschlechter zueinander heute eine ganz deutlich größere Beteiligung von Männern. Wir haben einen großen Prozentsatz von Paarberatung, wie wir ihn früher nicht hatten. Also wir sind besser aufgestellt jetzt in der Paarberatung und könnten auch Paargruppen anbieten. Sicherlich ist es auch ein ganz anderes, verändertes Verhältnisse der Geschlechter zueinander. Dies drückt sich in den Ehen und Familien aus durch mehr Egalität, in einer viel größeren Beteiligung auch der Männer am Beratungsprozess. Heute ist es nicht mehr so, dass die Frau anruft und sagt, ich habe ein Problem in meiner Ehe, aber mein Mann kommt nicht mit. Heute ist es so, dass die Männer anrufen, sagen, ich habe ein Problem in meiner Ehe und möchte gern mit meiner Frau zusammen zu Ihnen kommen.

Rogg:

Kommen auch die türkischen Männer zu Ihnen in die EFL?

Schmidt:

Ja, aber weniger. Das ist so – ich kann das jetzt für Köln sagen – wir haben einen Dienst für ausländische Mitbürger, der sich speziell mit Migrationsproblemen auch in Ehe-, Familien- und Lebensberatung befasst. Mit dem arbeiten wir zusammen, wenn sich diese Menschen an uns wenden. Dann können wir den Dienst fragen, auch türkischsprachig anderen begegnen oder spanisch sprechend, aber das ist doch eher die Ausnahme.

Rogg:

Auch bei Ihnen die Frage nach dem Geld. Ist Vernetzung und Integration ein Weg, dem finanziellen Druck besser begegnen zu können?

Schmidt:

Wir mussten unsere 10 % reduzieren, in der Eheberatung genauso wie in der Erziehungsberatung. Wir haben das in enger Absprache mit den beiden Beratungsbereichen auch gemacht. Wo der eine bei der Caritas angesiedelt ist und der andere bei der Seelsorge. Da gibt es auch in dieser Steuerungsfunktion im Grunde überhaupt keine Schwierigkeiten in der Abstimmung. Wenn Sie jetzt sagen und das ist ja oft so, die Verheißung bestehe darin, durch die Integration zu sparen. Dann muss man sagen, dann kann man nicht Integration verkaufen und drin steht Reduktion. Da muss man Integration verkaufen und sagen, wir reduzieren damit. Da wo die Integration vonstatten geht, da haben wir es mit einer Reduktion, z. B. der Planstellen zu tun.

PROJEKTE

Katholisches Familienzentrum St. Severin Köln

		Die Kooperationspartner im Katholischem Familienzentrum St. Severin		 <p>Katholisches Familienzentrum St. Severin Köln</p>
Bildung	 <p>Kindertagesstätte St. Josefs Haus An der Eiche 15 50678 Köln</p>	 <p>KATHOLISCHE KIRCHENGEMEINDE ST. SEVERIN KÖLN</p>		
	 <p>Tageseinrichtung für Kinder, Rolandstr. e.V. Rolandstr. 61 50677 Köln</p>	 <p>KATHOLISCHE FACHSTELLE FÜR JUGENDPASTORAL UND JUGENDHILFE An St. Katharinen 5 50678 Köln</p>		
Erziehung	 <p>Kindertagesstätte Eifelstraße St. Paul Eifelstr. 41, 50677 Köln</p>	 <p>KATH. BERATUNGSSTELLE FÜR EHE-, FAMILIEN- UND LEBENSFRAGEN Steinweg 12, 50667 Köln</p>		
	 <p>Kindertagesstätte Zint Jan Spielmannsgasse 16, 50678 Köln</p>	 <p>KATH. BERATUNGSSTELLE FÜR ELTERN, KINDER UND JUGENDLICHE Arnold-von-Siegen-Str. 5, 50678 Köln</p>		
Betreuung	 <p>Theresa-von-Avila-Haus Spielmannsgasse 4 50678 Köln</p>	 <p>Diözesan-Caritasverband für das Erzbistum Köln Georgstr. 7, 50676 Köln</p>		
	 <p>FamilienForum Südstadt Arnold-von-Siegen-Str. 7 50678 Köln</p>	 <p>Offene Ganztagschule Zugweg Eine Kooperation der Kath. Grundschule und der Pfadfinderschaft St. Georg</p>		
Beratung	 <p>IN VIA Theresa-von-Avila-Haus Spielmannsgasse 4 50678 Köln</p>	 <p>KATH. BERATUNGSSTELLE FÜR ELTERN, KINDER UND JUGENDLICHE Arnold-von-Siegen-Str. 5, 50678 Köln</p>		
	 <p>Seniorencentrum St. Josefs Haus Annostr. 37 c, 50678 Köln</p>	 <p>Diözesan-Caritasverband für das Erzbistum Köln Georgstr. 7, 50676 Köln</p>		
Begegnung	 <p>KATH. BERATUNGSSTELLE FÜR ELTERN, KINDER UND JUGENDLICHE Arnold-von-Siegen-Str. 5, 50678 Köln</p>	 <p>Diözesan-Caritasverband für das Erzbistum Köln Georgstr. 7, 50676 Köln</p>		
	 <p>Offene Ganztagschule Zugweg Eine Kooperation der Kath. Grundschule und der Pfadfinderschaft St. Georg</p>	 <p>Offene Ganztagschule Zugweg Eine Kooperation der Kath. Grundschule und der Pfadfinderschaft St. Georg</p>		

In ganz Nordrhein-Westfalen entstehen zur Zeit **Familienzentren**.

Im **Erzbistum Köln** ist das Projekt Katholische Familienzentren initiiert worden, weil durch die Anbindung familienunterstützender Beratungs- und Bildungsleistungen und deren Vernetzung eine Optimierung der Hilfen für Familien erreicht werden soll.

In diesen entstehenden Netzwerken sollen Kinder individuell gefördert und Familien umfassend informiert, begleitet, beraten und unterstützt werden.

Ein **Netzwerk** für Familien in jedem Seelsorgebereich ist das Ziel.

Was ist das Katholische Familienzentrum „St. Severin“?

Das Familienzentrum „**St. Severin**“ ist ein Zusammenschluss von Einrichtungen, die stärkende und präventiv angelegte Angebote und Hilfen für Eltern, Kinder und Jugendliche aller Altersstufen anbieten und darüber hinaus auch Angebote für Seniorinnen und Senioren.

Die Schwerpunkteinrichtung des Katholischen Familienzentrums „**St. Severin**“ ist die Kindertagesstätte „Stiftung St. Josefs Haus“. Gemeinsam bildet sie mit der Kindertagesstätte „Rolandstraße e.V.“ ein Netzwerk, zu dem auch weitere Einrichtungen, die Hilfeleistungen für Familien und Kinder anbieten, als Kooperationspartner gehören.

Das Katholische Familienzentrum als Bildungs-, Erfahrungs- und Begegnungsort

Das katholische Familienzentrum „**St. Severin**“ bietet einerseits Angebote der Frühförderung, Betreuung, Bildung und Lebenshilfe an.

Zum anderen will das katholische Familienzentrum „**St. Severin**“ Anlaufstelle, Netzwerk und Drehscheibe für familienorientierte Dienstleistungen, Erziehungs- und Familienberatung, Gesundheitsförderung, Krisenintervention und Hilfeplanung sein.

Das Katholische Familienzentrum „**St. Severin**“ ist ein Ort der Begegnung von Kindern, Eltern, Jugendlichen, Seniorinnen und Senioren.

Achten Sie auf das halbjährlich erscheinende Programm des Katholischen Familienzentrums

„St. Severin“.

Dort finden Sie vielfältige Angebote.

Alle beteiligten Einrichtungen stehen zu Ihrer Verfügung und informieren Sie gerne über die Angebote.

Rund um den Chlodwigplatz

Multidimensionale Vernetzung in der Beratung, Leinefelde

Beginn des Projektes:
Februar 1998

NETZ
Zukunft verbindet
WERK



Multidimensionale Vernetzung in der Beratung

Träger
Caritasverband für das Bistum Erfurt e.V.
Caritasregion Eichsfeld-Nordthüringen
Bonifatiusweg 2
37327 Leinefelde

Ansprechpartner
Jürgen Wagner
03605-50 27 41
wagner.j@caritas-bistum-erfurt.de

Integrierte und strukturell vernetzte Beratungs- und Dienstleistungsangebote

- ▶ Beratung unter dem Dach der Kirche
- ▶ Caritasarbeit in den Räumen der Gemeinde
- ▶ fachliche und dienstübergreifende Kommunikation, Organisation und Verwaltung

Multidimensionale Vernetzung in der Beratung

Leiter als "Netzwerkadministrator"

eine Verwaltung und eine Clearingstelle für alle Dienste

Struktur

- Kostenstellenrechnung für jeden Dienst
- interdisziplinärer Einsatz von Mitarbeitern
- gemeinsame Supervision
- gegenseitige Vertretung
- monatliche Beratungsstellenleiterrunde
- fachspezifische Fortbildungen
- Fachkonferenzen auf Diözesanebene

Kommunikation

- Transparenz bei allen Zahlen und Entscheidungen
- "Wir- Gefühl", Bewußtseinswandel von "mein Klient" zu "unser"
- monatliches Infotax
- wöchentliche Hausrunde
- interdisziplinäre Fallbesprechungen
- wöchentliches Treffen mit der Pfarrei
- schwarzes Brett
- Spezialwissen ist sofort verfügbar

Besuchen Sie uns an unserem Stand und sprechen Sie uns an !!!

Profitieren Sie von unseren Erfahrungen aus fast 10 Jahren.

Portal Online-Beratung des Deutschen Caritasverbandes e.V.



Deutscher Caritasverband
Karlstr. 40, 79104 Freiburg
Abt. Soziales und Gesundheit
Projekt Portal Online-Beratung

Kurzbeschreibung des Projektes „Portal Online-Beratung des Deutschen Caritasverbandes e.V.“ als Informationsmaterial zum 1. Beratungskongress des BKB

Das Projekt „Portal Online-Beratung des Deutschen Caritasverbandes e.V.“ mit der Laufzeit vom 01.07.2005 bis zum 31.12.2007 hat den Auftrag, die bereits vorhandenen oder in der Planung befindlichen Beratungsaktivitäten der verbandlichen Caritas auf einer Plattform zu bündeln, eine datensichere und weitgehend barrierefreie Beratung möglich zu machen und die Online-Beratung als eine weiteres, zeitgemäßes Mittel der Beratung zu etablieren. Das von der Lotterie GlücksSpirale geförderte Projekt wird von einer in der Zentrale des Deutschen Caritasverbandes angesiedelten Gesamtprojektleitung und den Teilprojektleitungen der beteiligten Arbeitsfelder durchgeführt.

Seit Oktober 2006 stellt der Deutsche Caritasverband e. V. über die Internetadresse www.beratung-caritas.de das zentrale Beratungsportal zur Verfügung, auf dem die Arbeitsfelder Eltern- und Jugendberatung, Schwangerschaftsberatung, Suchtberatung, Kurberatung für Mütter sowie die Generationsübergreifenden Freiwilligendienste kostenlos beraten und informieren.

Alle am Projekt teilnehmenden Berater und Beraterinnen werden durch Schulungen auf die Spezifika der Online-Beratung vorbereitet.

Zur Zeit beteiligen sich 463 Beratungsstellen aus 26 Diözesen an der Beratung, die in allen Arbeitsfeldern über E-Mail, in der Schwangerschaftsberatung zusätzlich auch per Chat erfolgt.

Die Weiterführung des Beratungsportals und die Integration weiterer Arbeitsfelder nach Ablauf des Projektzeitraums ist vorgesehen.

Kirsten Schellack
Gesamtprojektleitung

Onlineberatung im Bereich der Ehe-, Familien- und Lebensberatung (EFL)



Onlineberatung im Bereich der Ehe-, Familien- und Lebensberatung (EFL) - ein Projekt der Katholischen Bundeskonferenz für Ehe-, Familien- und Lebensberatung (KBK-EFL) www.katholische-eheberatung.de

Im Jahr 2003 hat die KBK-EFL die Onlineberatung als Pilotprojekt gestartet. Die einjährige Modellphase belegte, dass die Ratsuchenden die Onlineberatung intensiv nutzten, sodass beschlossen wurde, dieses spezifische Angebot im Bereich der katholischen Ehe-, Familien- und Lebensberatung fortzusetzen. 16 Diözesen beteiligen sich seitdem an der Onlineberatung und bieten über das Portal der KBK-EFL webbasierte E-Mail- und Chatberatung an.

Im Jahr 2006 gab es in den beteiligten Diözesen 3354 Beratungskontakte mit Ratsuchenden, insgesamt wurden 2330 Beratungsstunden geleistet. Mit über 53% gaben die Ratsuchenden mit Abstand am häufigsten Beziehungs- und Partnerschaftsprobleme als Anlass für die Inanspruchnahme der Onlineberatung an. Die meisten Kontakte zwischen Ratsuchenden und OnlineberaterInnen fanden über die E-Mailberatung statt.

Zwischen April 2004 und November 2005 wurde unter Ratsuchenden eine Onlinebefragung durchgeführt. Die Ergebnisse zeigen, dass sie die Onlineberatung mit der Erwartung nutzen, schnelle Beratung und Hilfe zu erhalten. Sie schätzten die Onlineberatung als so hilfreich ein, dass die meisten (mehr als 82%) diese Möglichkeit der Beratung wieder in Anspruch nehmen wollen, sollten sie erneut zur Lösung ihrer Probleme Hilfe benötigen.

Im Jahr 2006 hat die KBK-EFL beschlossen, einen Fachausschuss Onlineberatung ins Leben zu rufen, um kontinuierlich die Rahmenbedingungen für ein qualifiziertes Angebot der Onlineberatung im Bereich der katholischen Ehe-, Familien- und Lebensberatung zu entwickeln und fortzuschreiben.

OnlineberaterInnen sind ausgebildete Ehe-, Familien- und LebensberaterInnen, die gleichzeitig in katholischen Ehe-, Familien- und Lebensberatungsstellen in der Face-to-Face-Beratung arbeiten. Sie orientieren sich in der Onlineberatung an den Qualitätsstandards, die unter Einbeziehung von allgemein anerkannten fachlichen Standards im deutschsprachigen Raum für die Onlineberatung im Bereich der katholischen Ehe-, Familien- und Lebensberatung weiterentwickelt wurden. Um die Qualität der Onlineberatung zu sichern, nehmen OnlineberaterInnen regelmäßig an Onlinesupervisionen und Teamtreffen teil und qualifizieren sich durch spezifische Fortbildungen.

Die Onlineberatung der KBK hat sich als eine sinnvolle und notwendige Ergänzung zu der Face-to-Face-Beratung in den katholischen Ehe-, Familien- und Lebensberatungsstellen etabliert.

Ansprechpartner:

Dr. Hannspeter Schmidt - Erzbisum Köln – Generalvikariat - Hauptabteilung Seelsorge -
Abteilung Erwachsenenseelsorge - Referat Ehe- und Familienpastoral - Marzellenstr. 32 -
50668 Köln - Fon: 02211642-1289 - Fax: 0221 1642-1387
E-mail: hannspeter.schmidt@erzbisum-koeln.de

[ka:punkt], Hannover



Der [ka:punkt] in Hannover stellt sich vor

In Deutschlands ältester Fußgängerzone im Herzen Hannovers steht der [ka:punkt], die seinerzeit erste Citypastoral-Einrichtung im Bistum Hildesheim. Seit fast sieben Jahren ist die Katholische Kirche in Hannovers Gruppenstraße 8 ansässig.

Der [ka:punkt], das sind die Lebensberatungsstelle des Bistums Hildesheim, die Informations- und Anlaufstelle für den Eintritt und Wiedereintritt in die Katholische Kirche. Der [ka:punkt], das sind die Beratungsstellen des Caritasverbandes Hannover e. V. mit der Krebs- und der Suchtberatungsstelle und die Gemeindecaritas/Seniorendienste mit ihren Angeboten.

Das Herzstück des [ka:punkt] ist das Forum. Menschen können kommen, sich in das rote Sofa setzen oder an einer der Tischgruppen Platz nehmen. Gerne trinken sie eine Tasse Kaffee, lesen die Tageszeitung oder kommen, um andere Menschen zu treffen. Viele freuen sich auf die ständig wechselnden Ausstellungen und nehmen an den Tages- und Abendveranstaltungen teil. Eine umfangreiche Prospektwand informiert über Angebote aus dem kirchlichen, sozialen und psychosozialen Bereich in der Region Hannover. Das Forum ist für Ratsuchende eine unverbindliche Möglichkeit Kontakt aufzunehmen, ehe sie weitere Schritte in Richtung Beratungsstelle gehen.

Der [ka:punkt], das sind vor allem auch ehrenamtliche und hauptamtliche MitarbeiterInnen. Sie empfangen Gäste und Klienten herzlich und geben der gastfreundschaftlichen Atmosphäre des Hauses ein je eigenes Gepräge: ein freundliches Gesicht, ein offenes Ohr, das aufmerksam zuhört, ein Lächeln, wenn der Kaffee serviert wird und die Bereitschaft und Ruhe zum Gespräch.

Ein für Hannover einmaliges Angebot ist das Beratungsgespräch in einem geschützten Raum ohne Terminabsprache. Zu den Öffnungszeiten im [ka:punkt] – Mo-Fr 10:00 bis 18:00 Uhr und Sa 10:00 bis 14:00 Uhr - steht immer ein/e ausgebildete/r Berater/-in für Gespräche zur Verfügung. Dies können Krisen- und Entlastungsgespräche oder Sondierungsgespräche sein, um zu klären, ob die Beratungsdienste in unserem Haus weiterhelfen können oder ob es ratsam ist, an andere Einrichtungen weiterzuvermitteln.

Unser Schmuckstück ist der Raum der Stille im Untergeschoss des Hauses, ein Ort der Ruhe inmitten des Großstadtrubels. Vom Einkauf kommend nach einer Beratungssitzung oder weil es zur Struktur ihres Alltags gehört: Menschen nutzen für sich diesen heiligen Ort, um zu beten, um zu sich zu kommen, um Gott zu danken ... Mittagsgebete und Eucharistiefiern gehören ebenso zum geistlichen Angebot wie Exerzitien im Alltag oder geistliche Gespräche.

Der [ka:punkt], das ist die gelungene Vernetzung unterschiedlicher Dienste der Katholischen Kirche unter einem Dach. Ein Besuch in Hannover oder im Internet unter:
lohnt sich.

Ansprechpartner:

Thomas Hoffmann - Pfarrer

Gruppenstr. 8 - 30159 Hannover - Tel.: 0511 270739-41, Fax: 0511 270739-44

Kontaktstelle Caritas, München



Das Pfarrbüro als „Kontaktstelle Caritas“

Ein diözesanweites Projekt des Caritasverbandes mit den Pfarreien der Erzdiözese München und Freising

Was ist das Ziel des Projekts?

Der Diözesan-Caritasverband mit den Caritas-Zentren will den Pfarreien und hier insbesondere den Pfarrsekretärinnen und allen, die im Pfarrbüro und Pfarrhaus arbeiten oder ansprechbar sind, beim Erstkontakt mit Hilfesuchenden zur Seite stehen. Wir wollen mit Rat und Tat unterstützen, wenn Notleidende ins Pfarrbüro kommen.

Was ist das Konzept der „Kontaktstelle Caritas“?

Wenn Hilfe suchende Menschen ins Pfarrbüro kommen, geht es meist um die Frage: Wie kann hier geholfen werden und vor allem wer kann hier fachgerecht und zielgenau helfen? Es geht um die Vermittlung des Hilfesuchenden an den für seine Notlage passenden sozialen Fachdienst. Wenn dies gelingt, wird das Pfarrbüro zur Kontaktstelle zwischen Menschen in Not und den Einrichtungen und Diensten, die helfen können.

Für solche Notlagen gibt es einen **Informationsordner als Hilfsinstrument im Pfarrbüro**, damit die MitarbeiterInnen vor Ort in den Pfarreien wissen, wo sie sich hinwenden können, wenn sie das Gefühl haben, ein Ratsuchender braucht professionelle Hilfe.

Es finden darüber hinaus **regelmäßige Treffen** von Mitarbeiterinnen des Caritas-Zentrums mit den Tätigen in den Pfarrbüros statt, um eine tragfähige Kooperation in der Sorge um Ratsuchende zu etablieren. Den persönlichen Austausch halten wir für sehr wichtig.

Wenn eine Pfarrgemeinde, wenn die Seelsorger mit den Mitarbeitenden im Pfarrhaus/Pfarrbüro sich entscheiden: Ja, wir wollen ganz bewusst so eine Kontaktstelle sein zwischen Menschen in Not und den Einrichtungen und Diensten der Caritas, dann sollte dies auch gezeigt werden. Die enge Kooperation zwischen Pfarrei und Caritasverband soll für jedermann sichtbar werden. Deshalb wurde ein einladendes Zeichen entworfen, das **Schild „Kontaktstelle Caritas“**.



Es soll beim Pfarrbüro angebracht werden. Dieses Schild soll helfen, den Kontakt zu den Diensten des Caritasverbandes herzustellen. Aber nicht nur das. Damit wird auch auf die konkrete Gemeindec Caritas der Pfarrei hingewiesen. Auch dafür ist das Pfarrbüro eine Kontaktstelle. Dieses Schild ist ein Signal und zeigt: hier, in dieser Pfarrgemeinde, in dieser Kirche vor Ort wird „Caritas“ gelebt.

Ansprechpartner

Michael Tauchert - Caritasverband der Erzdiözese München und Freising e.V.
Hirtenstr. 4 - 80335 München - Tel. 089 55169-434 - Fax 089 55169-284

TelefonSeelsorge im Internet

**EVANGELISCHE KONFERENZ FÜR TELE-
FONSEELSORGE UND OFFENE TÜR e.V.
KATHOLISCHE KONFERENZ FÜR TELE-
FONSEELSORGE UND OFFENE TÜR**



**Fach- und Koordinationsstelle:
der TelefonSeelsorge im Internet**

**Reichensteiner Weg 24, 14195 Berlin
Telefon: 030 83001-370**

E-mail: telefonseelsorge@diakonie.de

TelefonSeelsorge im Internet

Die TelefonSeelsorge in Deutschland ist **seit 1995** für Ratsuchende auch **per E-Mail** zu erreichen. Im Jahr **2001** kam die Möglichkeit hinzu, sich im **Chat** an die TelefonSeelsorge zu wenden. Damit reagiert die TelefonSeelsorge auf die Tatsache, dass immer mehr Menschen sich die Möglichkeiten des Internets erschließen und dort auch nach Rat und Hilfe suchen. Wie wir im Laufe der Zeit feststellten, erreichen uns in der Internetarbeit noch einmal andere Nutzer als am Telefon. Hierzu gehören vielfach Menschen mit traumatischen Erfahrungen, die den Kommunikationsweg über das Schreiben wählen, um sich den belastenden Erfahrungen in einer für sie ertragbaren und gut handhabbaren Weise annähern zu können.

Um solche Menschen in der Flut der – manchmal auch fragwürdigen – Angebote nicht allein zu lassen, bietet die TelefonSeelsorge ihre Erreichbarkeit per Mail oder Chat an. Von Anfang an war es ein zentrales Anliegen, wie für die Arbeit am Telefon auch für die Arbeit im Internet einen hohen Sicherheitsstandard zu garantieren.

Im Jahr 2006 kam es insgesamt zu über **16.000 Mailkontakten** von Ratsuchenden; zu etwa 12 *Erstkontakten* kommt es täglich, aus denen dann sich dann Folgekontakte ergeben. Im gleichen Zeitraum kam es zu ca. **1.500 Chatkontakten**. An der Mailarbeit sind derzeit 33 TelefonSeelsorge-Stellen mit 280 Ehrenamtlichen beteiligt und an der Chatarbeit 14 Stellen mit 57 Ehrenamtlichen.

CaritasSozialBeratung

Mit dem Projekt CaritasSozialBeratung (CSB) wollte der DiCV Münster eine Neuorganisation der Caritasarbeit anstreben. In einer zweijährigen Erprobungsphase (Frühjahr 2002 - 2004) wurden an fünf Standorten Erfahrungen dazu gesammelt, wie sich CaritasSozialBeratung als „Grundleistung aller ambulanten sozialen Dienste“ (Projektziel) organisieren lässt. Dabei galt es, neue Trägerkooperationen und innovative, sozialräumlich orientierte Arbeitsansätze zu erproben. Aufgrund der positiven Erfahrungen aus dem Modellvorhaben ist CaritasSozialBeratung als zukunftsweisende Ausrichtung und Leistung der sozialen Arbeit von Caritas- und Fachverbänden in der Münster implementiert worden.



CSB hat sich als ein fachlicher Hilfeansatz entwickelt, der den oft komplexen Problemlagen hilfeschender Menschen angemessen begegnet. Mit CSB geschieht eine neue Verknüpfung vorhandener Beratungsressourcen, eine Orientierung auf die jeweiligen Sozialräume der Menschen. Caritas- und Fachverbände können ihrem diakonischen Auftrag der Option für besonders Benachteiligte und gesellschaftlich ausgegrenzten Menschen gerecht werden ("Grundhaltung"). CaritasSozialBeratung entwickelt schlüssige Antworten, wie vorhandene Kapazitäten, Kompetenzen und finanzielle Ressourcen besser gebündelt und genutzt werden können. Sie bezieht sowohl den Blickwinkel des Verbandes wie auch die Sicht der Nutzer ein, denn die Angebote werden unter dem Aspekt der "Kliententauglichkeit" überprüft und präzisiert. Nach außen kann durch eine verbands- oder trägerübergreifende, interdisziplinäre Arbeitsweise letztendlich die Kooperation mit öffentlichen Trägern und anderen Anbietern attraktiver werden und an Profil gewinnen.

Ansprechpartner:

Dr. Ulrich Thien

Leiter des Referates Soziale Arbeit
Caritasverband für die Diözese Münster
Tel.: 0251 8901-296
Fax: 0251 8901-4288
E-Mail: thien@caritas-muenster.de

EINLADUNG ZUM DISKURS

Blick nach vorn

Aufgaben und Arbeitsstränge des Bundesforums Katholische Beratung bis 2010

Die Vorträge, Interviews, Projektpräsentationen und Diskussionsbeiträge des Beratungskongresses thematisierten eine Fülle von Fragestellungen, welche die Situation der kirchlichen Beratung aktuell prägen. Beeindruckend war die Vielfalt der akzentuierten Sichtweisen, aber auch der Grad der Übereinstimmung in wesentlichen Punkten. Viele Gedanken sind es wert, weitergedacht und in zielführende Argumentationslinien eingepasst zu werden. Nun gilt es, den begonnenen Dialog strukturiert weiterzuführen mit dem Ziel, aus der Analyse und Bewertung der Befunde Positionierungen zu entwickeln.

Unter Würdigung der beim Beratungskongress von den Teilnehmer(inne)n vertretenen Diskussionsbeiträge möchte der Vorstand die folgenden fünf Fragestellungen in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit rücken. Der Vorstand lädt zu einer Verständigung über diese zentralen Punkte ein:

1. Für wen ist die kirchlich-caritative Beratung da?
2. In welchen Angebotsformen kann kirchlich-caritative Beratung ihre Ziele am effektivsten erreichen?
3. Welche Kompetenzen müssen Mitarbeiter(innen) kirchlicher Beratung künftig einbringen bzw. auf welche müssen sie vorbereitet werden?
4. Welche Rolle spielt ehrenamtliche/freiwillige Mitarbeit in der kirchlich-caritativen Beratung?
5. Was kann zur Verbesserung der wirtschaftlichen Lage der Beratungsdienste getan werden?

1. Für wen ist die kirchlich-caritative Beratung da?

Anspruch

Jeder Mensch hat Anspruch auf Achtung und Hilfestellung unabhängig von Geschlecht, Alter, ethnischer Abstammung, Sprache, sozialer Herkunft, religiösen und politischen Anschauungen, individueller Lebenseinstellung und Lebensweise.

Die im Januar 2007 vorgestellte Enzyklika „Deus Caritas est“ unterstreicht, dass die gemeinsame Stimme der Christen und ihr Einsatz nötig sind, damit der Achtung der Rechte und der Bedürfnisse aller, besonders der Armen, der Gedeemütigten und der Schutzlosen zum Durchbruch verholfen wird. Es gehört insofern untrennbar zum Sendungsauftrag der Kirche, das heilende Handeln Gottes für die Menschen erfahrbar zu machen. Gott ist derjenige, der dem Menschen in den Situationen der Hoffnungs- und Perspektivlosigkeit beisteht. In der Beratung geht es also darum, aus dem Evangelium heraus in Wort und Tat den Menschen Weggemeinschaft anzubieten und mit ihnen nach Antworten auf die Fragen des Lebens zu suchen. Die katholische Kirche versteht Beratung als einen seelsorgerlichen und diakonischen Dienst, der Menschen in ihrer Handlungskompetenz unterstützen und bei der Erfüllung von Entwicklungsaufgaben sowie der Bewältigung von Lebenskrisen im Kontext ihrer Lebensbezüge helfen und immer Hilfe zur Selbsthilfe leisten soll.

Die Kirche und ihre Caritas entsprechen damit ihrem Auftrag, Menschen wertgebundene Orientierung und Wegbegleitung anzubieten und insbesondere für benachteiligte Menschen da zu sein.

Offene Fragen

Mit dem Anspruch, für alle da zu sein, die der Unterstützung bedürfen, ist ein Versprechen verbunden, dessen Einlösung nicht ganz einfach ist und die Kirche und ihre Caritas vor verschiedene Probleme stellt. Dem BKB-Vorstand sind in diesem Zusammenhang die beiden nachfolgenden Fragen wichtig:

- Erreicht kirchlich-caritative Beratung die Menschen in prekären Lebenssituationen?
- Ermöglicht das Angebot bedarfsgerechte Hilfen und gesellschaftliche Teilhabe von Ratsuchenden?

Diskussionspunkte

Kirchlich-caritative Beratung, insbesondere Ehe-, Familien- und Lebensberatung sowie Erziehungsberatung sieht sich ab und an mit dem Vorwurf konfrontiert, sie wende sich einseitig an Angehörige der Mittelschicht und sei nur ungenügend erreichbar für Menschen aus sozial benachteiligten und bildungsfernen Schichten. Für Menschen am Rande der Gesellschaft seien die Hürden zur Beratung in katholischen Beratungsstellen zu hoch.

Grundsätzlich lässt sich feststellen, dass es in allen sozialen Milieus Unterstützungsbedarf gibt: Partnerprobleme in der Ehe; Erziehungskonflikte mit den Kindern; der Umgang mit der Schuldenlast; die Herausforderung für einen Pflegefall zuständig zu werden oder die wirtschaftlichen und psychischen Folgen von plötzlicher Arbeitslosigkeit sind in jedem einzelnen Fall bedrückend. Störungen im sozialen Beziehungsgeflecht führen immer zu Orientierungsproblemen und Ratlosigkeit – unabhängig von der Zugehörigkeit zu einer bestimmten Schicht oder einem konkreten Milieu.

Die mit der jeweiligen schwierigen Lebenssituation verbundenen Sorgen lassen sich in einkommensstarken und bildungsnahen Schichten möglicherweise besser kompensieren als in einkommensschwachen. Auch ist es in bildungsnahen Schichten üblicher, sich professioneller Hilfe zu bedienen. Insofern mag es sein, dass Menschen aus der Mittelschicht kirchlich-caritative Beratung bei Bedarf rascher aufsuchen als aus anderen Schichten. Sie gehen in der Regel gezielt auf ein Spezialangebot zu.

Tatsächlich ist das Wissen über die Nutzer kirchlich-caritativer Beratung und insbesondere über deren Schichtzugehörigkeit von Beratungsfeld zu Beratungsfeld sehr unterschiedlich. In einzelnen Beratungssparten (z. B. Erziehungsberatung, Ehe-, Familien- und Lebensberatung, psychosoziale Beratung, Schwangerschaftsberatung, Allgemeine Sozialberatung) liegen Informationen aufgrund von eingeführten Statistik- und Dokumentationssystemen vor, die sowohl ein differenziertes Bild über die soziodemographischen Daten vermitteln als auch etwas über die Beratungsanlässe und -verläufe aussagen. Dank dieser Datenlage ist es vielfach möglich, den Vorhalt der vermeintlich zu starken Mittelschichtorientierung zu relativieren. Vor diesem Hintergrund wird die Bedeutung einrichtungs- und klientenbezogener Dokumentation und die Selbstverpflichtung, entsprechende Dokumentationen flächendeckend einzuführen evident.

Will die Kirche und ihre Caritas ihrem selbst gestellten Anspruch gerecht werden, für alle Schichten und Milieus – insbesondere für Menschen in prekären Lebenslagen - da zu sein, ist es kontinuierlich erforderlich, Konzeption und Angebotszuschnitte zu überdenken und ggf. anzupassen. Es gilt nach neuen Wegen zu suchen, gerade für Benachteiligte das gesamte Spektrum der kirchlich-caritativen Beratungsarbeit zugänglich zu machen. Vielfach benötigen sie eine Beratung, die unkompliziert erreichbar ist, die die Sprache der Ratsuchenden spricht, die ihr Vertrauen genießt und rasche Hilfe bereithält.

Beratungsstellen, die sich auf diese Personen(gruppen) einstellen möchten, haben dazu verschiedene Möglichkeiten. Sie können ihre Beratung dezentral und dort anbieten, wo sich die Ratsuchenden aufhalten: in Kindergärten, Schulen, Freizeittreffs, Kaufhäusern, Suppenküchen, Tafelläden oder Kleiderkammern.

Diesen zum Teil bereits praktizierten Möglichkeiten steht als Problem gegenüber, dass die Fachkräfte schon mit ihrer regulären Fallarbeit in der Beratungsstelle oft mehr als ausgelastet sind. Für die fallübergreifende Arbeit stehen kaum Kapazitäten zur Verfügung. Die Erschließung neuer Zielgruppen ist bei gleichbleibenden Rahmenbedingungen immer mit Arbeitsverdichtung verbunden. Die Entscheidung darüber, ob ein Beratungsteam sich neuen Zielgruppen zuwenden kann, ist allerdings letztlich von den konzeptverantwortlichen Trägern und nicht von den Mitarbeitenden allein zu treffen. Es ist erforderlich, dass die Mitarbeitenden und Träger der verschiedenen Beratungsdienste sich verbindlich darüber abstimmen, welche Schritte sie auf dem Weg zur Erschließung neuer Zielgruppen realistischerweise gehen können.

Gerade im Hinblick auf die Erreichbarkeit von und auf die angemessene Hilfe für besonders benachteiligte Zielgruppen haben Kooperation und Vernetzung eine hohe Bedeutung. Vor dem Hintergrund, dass neue Dienste und Angebote in der gegenwärtigen Finanzsituation der öffentlichen Hand und der Kirche kaum mehr geschaffen werden können, werden Synergieeffekte und Qualitätszuwächse wesentlich noch dadurch zu erzielen sein, dass die vorhandenen Ressourcen besser, d. h. zielorientierter genutzt werden. Dies bedeutet nicht automatisch die Fusion von Diensten, sondern ein anderes Verständnis von zielbezogener Kooperation, auch und gerade über die Grenzen von Arbeitsfeldern hinweg.

Die Position des BKB-Vorstandes

Die Frage danach, für wen kirchlich-caritative Beratungsarbeit aus welchen Motiven da ist, wird immer wieder neu gestellt. Dazu gehört nicht nur die Frage, ob kirchlich-caritative Beratung noch die Zielgruppen erreicht, die sie anzielt, sondern auch, ob sie sich vor dem Hintergrund des eigenen Selbstverständnisses für neue Zielgruppen stärker engagieren muss, die sie bislang nicht erreicht hat oder nicht im Blick hatte.

Mit Blick auf die oben aufgeworfenen Fragen ist der Vorstand sich einig in der Einschätzung, dass die Kirche und ihre Caritas im Ernstfall immer der Förderung und Unterstützung von Menschen ein hohes Gewicht geben muss, die sich mit eigenen Mitteln nicht helfen können. Es geht deshalb auch darum, die Zugangshürden für Menschen, die in ihrer Teilhabe gehindert sind, zu identifizieren, Zugangshürden zu senken und die Menschen aktiv zu unterstützen verbleibende Hürden zu überwinden.

Letztlich obliegt es den Verantwortungsträgern der Kirche und ihrer Caritas, die erforderlichen Entscheidungen zu treffen. Der BKB-Vorstand bietet an, den ggf. erforderlichen Konsultations- und Abstimmungsprozess, der den jeweiligen Entscheidungen vorausgeht, nach Kräften zu unterstützen.

2. In welchen Angebotsformen kann kirchlich-caritative Beratung ihre Ziele am effektivsten erreichen?

Anspruch

Die Vielfalt der Problemlagen von Menschen erfordert ein differenziertes Angebot auf einem hohen fachlichen Niveau. Die Interdependenz von Problemstellungen, die häufig in einer Person, in einer Familie kumulieren, erfordert zudem eine Fall- und Feldkompetenz, die den Menschen und das systemische Umfeld als Ganzes wahrnimmt. Ein qualifiziertes Angebot

unterstützt die Ratsuchenden bei der Bewältigung von wirtschaftlichen, sozialen und individuellen Problemen und persönlichen Lebenskrisen sowie in ihrer Fähigkeit, ihre Lebensumstände zu bewerten oder zu ordnen. Grundsätzliches Ziel der Beratung ist es, dass jeder Mensch genau die Unterstützung bekommt, die er in seiner aktuellen Situation braucht, ganz gleich bei welcher Beratungsstelle er/sie anfragt.

Offene Fragen

Aus der Perspektive der Ratsuchenden ist wichtig, dass sie sich in den richtigen Händen wissen. Sie sind an kompetenter Unterstützung interessiert, die ohne viel Aufwand erreichbar ist. Der BKB-Vorstand regt an, in der Bewertung der Beratungssettings die Perspektive der Nutzer(innen) sehr hoch anzusetzen und bei der Entscheidung über die richtige Beratungsform zwei Fragen zu ventilieren:

- Wird der Kumulation verschiedener Problemstellungen durch ein integriertes Beratungsverständnis und/oder dem unkomplizierten Zusammenwirken unterschiedlicher kirchlich-caritativer Hilfeformen Rechnung getragen?
- Ist Beratung in ihren aktuellen Angebotsformen darauf eingerichtet, gemeinsam mit den Ratsuchenden die Probleme zu identifizieren und partizipativ Lösungen zu erarbeiten?

Diskussionspunkte

Mit der Bandbreite der Beratungsangebote haben sich die katholische Kirche und ihre Caritas als wichtige Anbieter mit eigenständigem Profil in der Trägerlandschaft etabliert. Für viele dieser Beratungsstellen liegen Rahmenkonzeptionen und Qualitätsstandards vor.

Das katholisch getragene Beratungsangebot ist insofern vielfältig, als für eine Vielzahl definierter Problemlagen adäquate Hilfe gewährt werden kann. Viele Menschen greifen gezielt und direkt auf die Expertise der Beratungsfachleute zurück. Dies gilt insbesondere für Personen(gruppen), die bewusst auf Experten bei der konkreten Problemlösung setzen und ansonsten keinen weiteren Unterstützungsbedarf haben.

Seit geraumer Zeit aber nimmt die Zahl derjenigen zu, die durch Armut und Exklusion in prekäre Situationen geraten und dann mit den neuen Lebensumständen nicht mehr zurechtkommen. Im Alltag häufen sich die Probleme und können sich zu unüberschaubaren Konfliktkonstellationen entwickeln. Dauerbelastungen und Krisen überfordern den Einzelnen oft. Vielfach bleibt nicht einmal genügend Kraft, sich nach Hilfe umzusehen. Kirchlich-caritative Beratungsstellen, die diesen Bedarf kennen und sich ihm stellen wollen, arbeiten nach niederschweligen, alltagsnahen und sozialraumorientierten Konzepten. Die Beraterinnen und Berater arbeiten aufsuchend und setzen Beratung als integrierten Bestandteil einer umfassend verstandenen sozialen Arbeit, bestehend aus Einzelfallhilfe, Gruppenarbeit und Gemeinwesenarbeit um. Beratung muss sich in diesem Kontext verstärkt als Orientierung vermittelnde Lebensbegleitung verstehen. Für Menschen in Armut und Exklusion kann dies auch heißen: Vermittlung Existenz sichernder Maßnahmen, die Eröffnung der Zugänge zur Regelversorgung oder Rechtsdurchsetzung.

Um Benachteiligten die Zugänge zur Beratung zu erleichtern, haben verschiedene Diözesen bereits neue Wege beschritten. Sie beteiligen sich beispielsweise an Online-Beratungsangeboten, die dem Wunsch vieler Menschen nach Anonymität entsprechen. Sie ermöglichen qualifizierte Hilfe auch für die Personen, die sich mit ihrem Problem nicht im unmittelbaren Kontakt anvertrauen möchten oder denen die zeitlichen Spielräume fehlen, eine Beratungsstelle aufzusuchen. Andere haben die Allgemeine Sozialberatung ausgebaut, die unkompliziert auch im sozialen Nahraum zu erreichen ist und auch Clearingfunktionen übernehmen. Beispielhaft sei hier auf die Projekte der (Erz-)Diözesen Münster, Freiburg und

München verwiesen, die Kooperation und Vernetzung in einem umfassenden konzeptionellen Ansatz zur integrierten Beratung praktizieren.

Dort wo die Wege zu den Beratungsdiensten zu weit sind, oder gar keine spezialisierte Beratung zur Verfügung steht, gehen viele Anbieter aktiv neue Wege. Zum gängigen Repertoire vieler Dienste gehört es deshalb mittlerweile, die Beratung dort anzubieten, wo die Zielgruppe sich aufhält, etwa in Familienbildungsstätten oder Kindertageseinrichtungen oder Schulen oder Stadtteiltreffs. Hieraus haben sich vielfältige Formen aufsuchender Beratung, z. B. in Krankenhäusern, Justizvollzugsanstalten, stationären Einrichtungen entwickelt. Von besonderer Bedeutung sind niederschwellige Hilfen für Menschen, die weiterführende Hilfen nicht oder noch nicht in Anspruch nehmen wollen und können, wie Tagestreffs, Wärmestuben, Streetwork. In vielen Feldern der Caritasarbeit (z. B. Suchthilfe, Wohnungslosenhilfe, Straffälligenhilfe, aber auch andere) besteht der gesetzlich definierte Auftrag u. a. gerade darin, Motivation zur Inanspruchnahme von Hilfen gemeinsam mit dem Klienten zu entwickeln.

Untersuchungen belegen, dass Eltern bei Sorgen und in Krisensituationen vorzugsweise Personen ihres Vertrauens um Rat fragen. Erzieherinnen gehören dazu. Deshalb scheint es erforderlich, dass Beratungsfachleute künftig die relevanten Berufsgruppen schulen, in motivierender Weise Problemlagen anzusprechen und dadurch einen Hilfeprozess anzustoßen – ohne weiterführende Beratung damit überflüssig zu machen.

Neben den gängigen Anbietern hat sich inzwischen ein weiterer Akteur sehr erfolgreich im Bewusstsein der Menschen etabliert: die TV-Beratung verpackt als Doku-Soaps. Seien es die Putzteufel, die sich um die Vermittlung von Haushaltskompetenzen bemühen; seien es Supernannys, die den Eltern ganz konkrete Hinweise zur Bewältigung von Erziehungsschwierigkeiten geben; seien es Schuldnerberater, welche die Klienten Schritt für Schritt dabei begleiten, aus der Schuldenfalle herauszufinden – für jeden Wechselfall des Lebens wurden zwischenzeitlich eigene Formate entwickelt, die sich großer Beliebtheit erfreuen. Die Anbieter der kirchlich-caritativen Beratung sollten diese Angebote sorgfältig analysieren und prüfen, ob und wie die seriösen Anteile dieser Angebote, etwa die direkte Hilfe im Familiensetting, in ihr Beratungsangebot integriert werden können.

Die Position des BKB-Vorstandes

Kirchlich-caritative Beratung hat es mit sehr unterschiedlichen Ausgangssituationen von Beratung zu tun. Viele Menschen suchen bewusst die spezialisierten Fachdienste wegen ihrer konkreten Kernkompetenzen auf. Beratung der Zukunft muss aber Zugänge auch für Menschen schaffen, die Bedarf haben, aber keine Hilfe im etablierten Beratungsspektrum suchen würden. Während Kooperation und Vernetzung vielfach schon gängige Praxis sind, kann es zusätzlich sinnvoll sein, die bestehenden institutionellen Grenzen zu überwinden und neue integrierte Hilfeleistungen für Ratsuchende zu entwickeln und zu erproben.

Der BKB-Vorstand bewertet die aktuelle Diskussion über zukunftsweisende Formen der kirchlich-caritativen Beratung als positiv. Der BKB-Vorstand bietet denjenigen Trägern und Mitarbeiter(inne)n seine Begleitung an, die ihr Angebot kritisch hinterfragen möchten, nach kreativen Ansätzen suchen. Er unterstützt die Neuorientierung durch gezielte politische Lobbyarbeit.

3. Welche Kompetenzen müssen Mitarbeiter(innen) kirchlicher Beratung künftig einbringen bzw. auf welche müssen sie vorbereitet werden?

Anspruch

Es ist das herausragende Qualitätsmerkmal des Beratungssystems in katholischer Trägerschaft, dass - egal bei welcher Beratungsstelle jemand anklopft – er/sie sich immer sicher

sein kann, dass ihm/ihr einfühlsam und kompetent weitergeholfen wird. Von den Fachkräften ist ein entsprechendes professionelles Selbstverständnis gefordert. Ausgangspunkt der Beratung ist das Anknüpfen an den Ressourcen der Ratsuchenden; Ziel der Beratung die Förderung der Selbsthilfekräfte der Nutzer(innen).

Offene Fragen

Effektive und effiziente Beratung steht und fällt mit der Kompetenz der Berater(innen), auf die vielfältigen Dimensionen einer Problemlage adäquat einzugehen. Die unverzichtbaren einschlägigen fachlichen Fähigkeiten müssen um die Kenntnis sozialräumlicher Konzepte und um Kooperationskompetenzen erweitert werden. Dem BKB-Vorstand erscheinen in diesem Kontext die beiden folgenden Fragestellungen diskussionswürdig:

- Wie ändert sich das Anforderungsprofil der Berater(innen) vor dem Hintergrund neuer Herausforderungen?
- Wie können Träger von Beratungsstellen und von Ausbildungsstätten den Prozess der professionellen Neuorientierung aktiv unterstützen?

Diskussionspunkte

Beratung in vernetzten Strukturen hat Auswirkungen auf das fachliche Anforderungsprofil der Mitarbeitenden. Erforderlich wird das Erkennen und Gestalten von Schnittstellen, die Bereitschaft zur Erweiterung des Aufgabenspektrums, umfangreiche Kenntnisse über Problemkonstellationen und Lösungsansätze, zielorientierte, interdisziplinäre Gestaltung von Hilfen. Die Kooperationskompetenz und die Kompetenz, Netzwerke zu bilden und Betroffene bei der Pflege von sozialen Netzwerken zu begleiten, gewinnt vor diesem Hintergrund an Bedeutung.

Eine besondere Anforderung ist mit der Integration von Freiwilligen in das Beratungssetting verbunden. Fachkräfte müssen einschätzen können, an welcher Stelle Freiwillige sinnvoll eingesetzt werden können und mit welchen Aufgaben sie überfordert wären. Die Beratungsstelle zu öffnen für Mitbürger(innen), die Verantwortung übernehmen möchten, Freiwillige anzuleiten, zu begleiten und ihnen den nötigen Handlungsspielraum zu geben - auf diese Aufgaben sind die Fachkräfte in aller Regel in Aus- und Fortbildung nicht hinreichend vorbereitet.

Eine weitere Herausforderung sei eigens erwähnt: Will Beratung nachhaltig erfolgreich sein, muss die Beratungsleistung in die Erfahrungswelt des Ratsuchenden eingebettet sein. Dazu bedarf es eines gewissen Perspektivenwechsels. Die Mitarbeitenden sind gefordert, gemeinsam mit den Ratsuchenden zu sondieren, welche eigenständigen Möglichkeiten sich in ihrer Lebenswelt finden lassen und welche nicht-beruflichen Hilfen zur Verbesserung der Situation aktiviert werden können. Professionelle Beratung eröffnet gemeinsam mit den Ratsuchenden den Zugang zu bestehenden Netzwerken und unterstützt sie ggf. dabei ein Unterstützungsnetzwerk aufzubauen – einschließlich von Selbsthilfeinitiativen. Dem nicht-professionellen Hilfesystem einen gewissen Vorrang einzuräumen sollte eine obligatorische Zielsetzung der professionellen Hilfe sein. Dies ist nicht bei allen Problemkonstellationen möglich, insbesondere dort nicht, wo direkte Krisenintervention gefragt ist und schnelle, zielgerichtete Maßnahmen ergriffen werden müssen, um den Hilfebedarf angemessen aufzugreifen.

Die fachübergreifende Vernetzung, die Zusammenarbeit in multidisziplinären Teams, das Zusammenwirken mit dem nicht beruflichen Hilfesystem, die ressourcengeleitete Unterstützung von Selbsthilfekräften – all dies führt zu einer Weiterentwicklung des beruflichen Selbstverständnisses.

Ein solcher Veränderungsprozess ist aber an Bedingungen und an Voraussetzungen geknüpft; Voraussetzungen, die das Beratungsteam nur bedingt schaffen kann, etwa durch eine entsprechende Kommunikationsstruktur, durch Einführung eines Berichtswesens und kollegiale Beratung. Andere Voraussetzungen sind nur durch die Träger zu schaffen, etwa die interdisziplinäre Zusammensetzung eines Teams, die Bereitstellung von Zeitressourcen für die Fallbesprechungen, für die Netzwerkbildung und die kontinuierliche Evaluation.

Die Position des BKB-Vorstandes

Optimale Beratungsleistungen setzen die Zusammenarbeit aller Beratungsfachdienste, aber auch die enge Kooperation mit anderen sozialen Diensten und Einrichtungen voraus. Als Grundlage der Kooperation von Beratungsdiensten sollte eine entsprechende Konzeption zur Verfügung stehen. Eine solche Konzeption umfasst ein fachliches Konzept der einzelnen Dienste (incl. Qualitätssicherung), Schnittstellenbeschreibungen zwischen den einzelnen Diensten, ein Personalkonzept (incl. Stellenbudget pro Dienst), ein Finanzierungskonzept (sowohl gesamt als auch als Zuordnung zu den einzelnen Diensten), ein Leitungs- und Kommunikationskonzept (ggf. incl. Benennung des notwendigen Fachteams), ein Konzept zur Nutzung des gemeinsamen Rahmens (Räume, Verwaltung).

Die Netzwerkbildung beinhaltet die Chance, dass die Interdisziplinarität und Multiprofessionalität gestärkt und gefördert werden. In funktionierenden Netzwerken wird die Arbeit an einem erweiterten Professionsverständnis möglich, damit Beratung zur sinnstiftenden und solidaritätsstiftenden Erfahrung im Alltag werden kann.

Die Träger der Ausbildung einschlägiger sozialer Berufe sind aufgefordert, diese veränderten Qualifikationsanforderungen bei der Gestaltung der Ausbildungsgänge angemessen zu berücksichtigen.

4. Welche Rolle spielt ehrenamtliche/freiwillige Mitarbeit in der kirchlich-caritativen Beratung?

Anspruch

Die Zusammenarbeit von beruflichen und ehrenamtlich/freiwillig Tätigen ist ein Wesensmerkmal der kirchlich-caritativen Beratungsarbeit. Die spezifische Qualität der Beratung beruht auf der Verankerung in einer Kultur der Solidarität und des Helfens. Nur zusammen und aufeinander abgestimmt wird es beruflichen und nicht beruflichen Kräften gelingen, Beratung als einen Prozess zu gestalten, der den Einzelnen aus seiner schwierigen Lage heraushilft, aus seiner sozialen Isolation befreit und ihn darin unterstützt, informelle Netzwerke zu bilden, die ihn künftig bei der selbstbestimmten Lebensgestaltung stützen können. Die Zusammenarbeit von Beratungsstellen und den Kirchengemeinden mit ihren Ressourcen der Gemeindecaritas ist in diesem Zusammenhang wertvoll.

Offene Fragen

In einer Zeit zunehmender Orientierungsunsicherheit scheint der Rat von Experten für viele Menschen das Mittel der Wahl, um wieder Fuß zu fassen. Die Beratung ist in aller Regel auf ein ausgewähltes Problem fokussiert und bezieht problemauslösende und –verstärkende Konstellationen, aber auch die Neben- und Folgeerscheinungen von Problemlagen mit ein. Die vielschichtigen Probleme mit ihrem bio-psycho-sozialen Bedingungsgefüge erfordern die Einflussnahme auf all diesen Ebenen.

Der BKB-Vorstand stellt vor diesem Hintergrund zwei Fragen zur Diskussion:

- Mit Blick auf die Nutzer(innen) stellt sich die Frage, auf welche Weise deren Anspruch auf bedarfsgerechte und effizient erbrachte Hilfe am ehesten entsprochen werden kann?
- Mit Blick auf das Angebot stellt sich die Frage, wie das Zusammenspiel von beruflich und ehrenamtlich Tätigen als Stärke der Einrichtung und als Qualitätsmerkmal kirchlich-caritativer Beratungsarbeit verankert werden kann?

Diskussionspunkte

In empirischen Untersuchungen ist nachgewiesen worden, dass Menschen umso weniger anfällig sind für soziale und gesundheitliche Risiken, je mehr sie mit anderen aktiv etwas unternehmen, also je besser sie sozial vernetzt und eingebunden sind. Kirchlich-caritative Anbieter von Beratung müssten in Kenntnis dieser Zusammenhänge sehr viel mehr in Prävention investieren. Die Förderung von informellen persönlichen Netzwerken mit Hilfe von ehrenamtlich/freiwillig Tätigen gehört in diesen Zusammenhang.

Die katholische Kirche und ihre Caritas sind gefordert, das von ihnen getragene berufliche Hilfesystem künftig stärker ressourcenorientiert zu prägen. Ehrenamtliche/Freiwillige an sinnvolle Aufgaben innerhalb des Hilfeprozesses heranzuführen und ihnen soziale Erfahrungsfelder zu erschließen ist ein noch zu wenig beachtetes Aufgabenfeld der kirchlich-caritativen Beratungsarbeit.

Das Zusammenwirken von beruflichen und ehrenamtlichen Mitarbeitenden ist aber nicht voraussetzungslos. Die letzte Ehrenamtsbefragung der Caritas hat in bedenklichem Umfang Vorurteile und Negativeinstellungen bei Hauptamtlichen gegenüber der Mitarbeit von Ehrenamtlichen hervorgebracht: Ehrenamtliche/Freiwillige seien nicht kompetent, könnten den Anforderungen nicht gerecht werden, würden ggf. den eigenen Arbeitsplatz gefährden. Weitere Ängste beziehen sich darauf, dass die Ehrenamtlichen verstärkt Partizipation bezüglich der Abläufe und der konzeptionellen Entscheidungen einfordern könnten. Interessanterweise sind die Sorgen bezüglich der Ehrenamtlichen dort am größten, wo keine direkten Erfahrungen in der Zusammenarbeit vorliegen.

Ein gelingendes Miteinander braucht verbindliche Regelungen, definierte Rollen und Handlungsfelder und eindeutig formulierte Erwartungen. Ehrenamtliche/Freiwillige, die gut informiert sind, identifizieren sich mehr mit der Aufgabe. Nur dann können sie sich als Teil der Dienstgemeinschaft fühlen. Es ist also die Aufgabe der beruflichen Kräfte, für eine gute Informationslage zu sorgen.

In diesen Zusammenhang gehört auch, dass die Ehrenamtlichen/Freiwilligen für ihre Aufgaben vorbereitet und während der Zeit des Engagements kompetent begleitet werden. Zusammenarbeit baut Vorurteile ab. Die Träger der kirchlich-caritativen Beratungsarbeit sind demnach aufgefordert, Projekte zu identifizieren, die zeitlich befristete konkrete Erfahrungen ermöglichen.

Die Position des BKB-Vorstandes

Unsere Gesellschaft ist darauf angewiesen, dass die persönlichen Potentiale des Einzelnen zur Entfaltung kommen, Eigeninitiative und Eigenverantwortung sowie praktizierte Solidarität der Menschen ermöglicht wird. Dieser Ansatz ist die konsequente Umsetzung der Erkenntnis, dass wir wieder mehr gelebte Solidarität entwickeln und ermöglichen müssen. Dies bedeutet, dass die berufliche Hilfe mit Hilfeformen des bewährten, aber oft nicht genügend beachteten nicht-beruflichen Hilfesystems zu verbinden ist. Diese Verbindung wird letztlich auch der Sicherung des Ausbaus der Hilfe dienlich sein.

Die Zusammenarbeit von beruflichem und nicht beruflichem Hilfesystem ermöglicht nicht nur authentische und parteiliche individuelle Hilfe. Sie ist auch ein wichtiger innovativer Impuls für mehr gelebte Solidarität in der Gesellschaft.

Der BKB-Vorstand ermutigt die Träger kirchlich-caritativer Beratungsarbeit, Freiwillige für die Mitarbeit zu gewinnen und die Einrichtungen mit ihren beruflich Tätigen für dieses soziale Engagement zu öffnen.

5. Was kann zur Verbesserung der wirtschaftlichen Lage der Beratungsdienste getan werden?

Anspruch

Kirchlich-caritative Beratung benötigt Rahmenbedingungen, die es erlauben, die Leistungen in definierten und in Qualitätsaussagen kodierten Standards auch tatsächlich erbringen zu können.

Kirchlich-caritative Träger sind dem wirtschaftlichen Umgang mit den zur Verfügung stehenden Mitteln verpflichtet.

Die Beratungsleistungen sind für den/die Nutzer(in) in der Regel kostenlos.

Offene Fragen

Beratungsstellen sind Einrichtungen, die in aller Regel diversen Vorschriften und Regelungen unterliegen. Einen wesentlichen Anteil an der Regelungsdichte haben die verschiedenen Zuschussgeber, die den Trägern der Beratung bindende Vorgaben machen, beispielsweise bezüglich der materiellen Ausstattung und personellen Besetzung.

Der finanzielle Druck auf die kirchlich-caritativen Beratungsdienste ist in den letzten Jahren stärker geworden, beispielsweise durch die Änderung der Finanzierungsformen in Richtung Einzelfallabrechnung über Fachleistungsstunden oder Ausschreibung von Beratungsleistungen. Auf den kontinuierlichen Rückgang der Zuwendungen der öffentlichen Hand und auch der kirchlichen Eigenleistungen reagieren die Träger von Diensten und Einrichtungen unterschiedlich und häufig unabgestimmt.

Dem BKB-Vorstand sind in diesem Kontext die beiden folgenden Fragen wichtig:

- Mit Blick auf die Nutzer(innen) erhebt sich die Frage, wie der kirchlich-caritative Anspruch, Hilfe zum Leben zu bieten, auch bei zurückgehender Finanzausstattung am besten aufrechterhalten werden kann?
- Mit Blick auf die Angebotsstruktur stellt sich die Frage, welche Anpassungsschritte an eine veränderte Finanzausstattung ggf. sinnvoll und notwendig sind?

Diskussionspunkte

Die jüngste Auswertung der Erhebung zur Einschätzung der wirtschaftlichen Lage der Rechtsträger von Beratungsdiensten der Caritas ergab Hinweise auf einen steigenden Auslastungsgrad bei gleich bleibenden Mitarbeiterzahlen. Die vereinbarten Vergütungssätze werden überwiegend als nicht ausreichend bewertet. Die entstehenden Fehlbeträge werden überwiegend durch Kosteneinsparungen, eine Modifikation von Leistungsangeboten, eine höhere Auslastung sowie durch Akquise von Drittmitteln gedeckt. Für über die Hälfte der Dienste hat sich die Konkurrenzsituation mit anderen Anbietern verschärft.

Sinnvoll erscheint eine Mischfinanzierung anzustreben und die Einzelfallabrechnung über Fachleistungsstunden zu ergänzen um die Finanzierung fallübergreifender Vorhaben wie beispielsweise sozialraumorientierte Angebote/Kooperationsprojekte.

Derzeit gibt es keine empirisch verlässlichen Zahlen darüber, ob Träger das Leistungsspektrum reduzieren oder sich ganz aus unzureichend refinanzierten Beratungsfeldern zurückziehen. Entsprechende Rückschlüsse lassen sich aber aus Jahresberichten von Fachverbänden und Fachorganisationen ziehen. Es wird von unzureichenden Zielvereinbarungen mit Bundesländern, von Kürzungen der Landesmittelzuschüsse, von Einsparvorgaben der Diözesen berichtet sowie davon, dass die Schere zwischen beständig wachsender Nachfrage von Klient(inn)en und stagnierender bzw. reduzierten Personalressourcen immer weiter auseinander geht.

Aktuelle Entwicklungen in den Diözesen zeigen, dass bei allen finanziellen Sorgen auch viel Kreativität freigesetzt, Entwicklungschancen gesehen und Gestaltungsspielräume genutzt werden. So werden in den Diözesan-Caritasverbänden Münster und Freiburg derzeit gute Erfahrungen mit der Entwicklung eines Hilfeansatzes gemacht, der die bislang nebeneinander tätigen Beratungs- und Betreuungsdienste verbindet. Es liegen noch keine endgültigen Erkenntnisse darüber vor, ob die neuen Angebotsformen auch hinsichtlich des Mitteleinsatzes positiv zu bewerten sind. In der Literatur wird allerdings bereits darauf aufmerksam gemacht, dass erst ab einer bestimmten Betriebsgröße durch die Bündelung von Verwaltungs- und allgemeinen Kosten wirtschaftlich gehandelt werden könne, die katholische Beratungslandschaft demgegenüber kleinteilig sei.

Tatsächliche Synergieeffekte sind möglicherweise nur bei echter Integration zu erwarten, d.h. eine integrierte Beratungsstelle mit einer Leitung, einem Beratungsteam, gemeinsamer Verwaltung, gemeinsamen Räumlichkeiten. Aber zu bedenken ist, dass größere Einheiten problematischer bezüglich der Steuerung sein können. In jedem Fall ist zu berücksichtigen, dass auch bei integrierten Beratungsstellen mit einem breiteren fachlichen Profil unterschiedliche Finanzierungsmodelle zusammengeführt und die jeweiligen Kernkompetenzen der Beratungsschwerpunkte gegenüber dem Kostenträger verdeutlicht werden müssen.

Vor dem Hintergrund der sich verschärfenden finanziellen Situation ist eine ruinöse Konkurrenz zwischen katholischen Beratungsstellen in einer Region unbedingt zu vermeiden; dazu sind Abstimmungsprozesse ohne Verletzung des Kartellrechts zu initiieren.

Grundsätzlich ist es erforderlich, die kirchlichen Auftraggeber, die Kostenträger, die Politik, die Kirche und die Gesellschaft insgesamt davon zu überzeugen, dass die in Beratung investierten Mittel gut investierte Mittel sind. Die Folgekosten durch unterlassene Hilfeleistungen für das soziale Zusammenleben aber auch für die öffentlichen Kassen liegen auf der Hand.

Die mancherorts in Erwägung gezogene Erhebung einer Beratungsgebühr könnte dazu führen, dass diejenigen, welche die Unterstützung besonders nötig haben, nicht mehr erreicht werden. Gerade sozial Benachteiligten und von Armut bedrohten Menschen darf aber der Zugang durch zusätzliche finanzielle Hürden nicht verbaut werden. Dies würde dem Selbstverständnis der Kirche widersprechen, durch helfende und heilende Zuwendung und Unterstützung die Solidarität Gottes mit den Menschen und sein unbedingtes Ja zum Einzelnen erfahrbar zu machen.

Die Position des BKB-Vorstandes

Der Vorstand unterstützt alle Bemühungen der Träger, innerhalb eines vorgegebenen Kostenrahmens ein möglichst günstiges Verhältnis zwischen eingesetzten Mitteln und erzielten Wirkungen zu erreichen. Der BKB-Vorstand begrüßt alle Initiativen der Mitarbeiter(innen) und Träger mit dem Ziel, die beschränkten Finanzmittel optimiert einzusetzen.

Der Vorstand wird sich nach Möglichkeit aktiv an der Suche nach neuen Wegen der Finanzierung der katholischen Beratung beteiligen. Er wirbt gleichzeitig dafür, dass die Kirche und ihre Caritas gerade wegen der engen Verbindung der Beratung zum pastoralen und diakonischen Auftrag der Kirche die erforderlichen Finanzmittel auch weiterhin zur Verfügung stellen.

Thesen des Vorstandes des Bundesforums Katholische Beratung zur Kooperation und Vernetzung kirchlicher Beratungsdienste

„Die katholische Kirche versteht Beratung als pastoralen und diakonischen Dienst, der Menschen bei der Erfüllung von Reifungs- sowie Entwicklungsaufgaben und bei der Bewältigung von Lebenskrisen helfen soll. Ihrem Selbstverständnis nach erfüllt die Kirche durch ihre Beratungsdienste einen Grundauftrag: Durch helfende und heilende Zuwendung und Unterstützung die Solidarität Gottes mit den Menschen und sein unbedingtes Ja zu jedem Einzelnen erfahrbar zu machen.“ (Ordnung der Arbeitsgemeinschaft Bundesforum Katholische Beratung vom 20. November 2001, § 2.)

In Wahrnehmung dieses Auftrags legt der Vorstand des Bundesforums Katholische Beratung die folgenden Thesen zur Diskussion vor:

1. Die Kooperation und Vernetzung von Beratungsdiensten ist kein neues, aber ein aktuelles Thema

- Träger in verschiedenen Arbeitsfeldern gehen seit geraumer Zeit zu einer verstärkten Vernetzung und Kooperation ihrer Dienstleistungen über. Sie verfolgen das Ziel, stationäre und ambulante Dienste zusammenzuführen und dadurch passgenaue Hilfen anzubieten.
- Die Kirchen und die ihnen zugeordneten Wohlfahrtsverbände haben Erfahrungen mit vernetzten und kooperativen Strukturen, häufig ökumenischer Natur, beispielsweise in der Bahnhofsmision und in der Telefonseelsorge. In verschiedenen Diözesen gibt es bereits gute Beispiele für eine gelungene Kooperation und Vernetzung kirchlicher Beratungsdienste.
- Verschiedentlich, insbesondere im Geltungsbereich der Sozialgesetzbücher SGB VIII und SGB IX, ist die Tendenz beobachtbar, dass die Gesetzgeber auf Landes- und Bundesebene Kooperation fordern und vorrangig fördern.

2. Die Kooperation und Vernetzung von Beratungsdiensten ist gesellschaftlich anerkannt

- In der Bevölkerung genießt die Kooperation von Dienstleistungen grundsätzlich einen hohen Stellenwert, besonders dann, wenn es dadurch zu finanziellen und organisatorischen Vorteilen für den Kunden kommt.
- Hilfesuchende interessieren sich weniger für die Organisationsstrukturen eines Dienstes als für die fachlichen Inhalte und Unterstützungsmöglichkeiten des Anbieters.
- Initiativen zur Kooperation, Vernetzung und Integration kirchlicher Beratungsdienste sollten sich daran messen lassen, ob sie das Angebot für die Hilfesuchenden/Nutzer verbessern. Dabei sind Erhebungen über die Effektivität von spezialisierten und integrierten Diensten zu würdigen.

3. Die zunehmende Vielschichtigkeit der Problembereiche und die Entstehung neuer Beratungsbedarfe erfordern ein flexibles, multiprofessionell arbeitendes Hilfesystem

- Es gibt kaum eine Problemlage, die nicht unterschiedlichste Dimensionen aufzeigt und umfassende, fachbereichsübergreifende Hilfen erfordert. Außerdem entstehen vor dem Hintergrund der gesellschaftlichen Entwicklungen neue Bedarfslagen, die das bestehende Beratungsangebot an seine Leistungsgrenzen führt. Zu nennen sind beispielsweise die Beratung pflegender Angehöriger, die Beratung und Begleitung von hochbetagten Menschen sowie die interkulturelle Öffnung.
- Fachdienste verfügen aufgrund ihrer Spezialisierung und der entsprechenden personellen Ausstattung über spezielle Kernkompetenzen. Dies erleichtert die Fokussierung auf konkrete Problemaspekte, erschwert aber möglicherweise die Erarbeitung eines individuell angepassten Hilfeangebots, bestehend aus einer Kombination von Beratung, Begleitung und konkreter Unterstützungsleistungen.
- Kooperativ, vernetzt und integriert arbeitende Beratungsstellen können durch einen multiprofessionell gestützten Zugang ein lösungsorientiertes Angebot machen, das Prävention, Beratung und ggf. konkrete Hilfeleistung umfasst.

4. Die Zusammenarbeit von beruflichen und ehrenamtlich/freiwillig Tätigen ist ein Wesensmerkmal der kirchlich-caritativen Beratungsangebote

- Die Kirche und ihre Caritas haben langjährige Erfahrungen mit der konstruktiven Zusammenarbeit von beruflichen und ehrenamtlich/freiwilligen Mitarbeitenden. Diese Zusammenarbeit ist ein konstitutives Merkmal des Hilfehandelns und somit maßgeblich für das Profil der Dienste in katholischer Trägerschaft.
- Die Kooperation des beruflichen und nicht beruflichen Hilfesystems der Kirche und ihrer Caritas wirkt sich bereichernd auf alle Beteiligten aus.
- Die sinnvolle Einbindung ehrenamtlicher Kompetenzen kann kirchlichen Beratungsdiensten ein unverwechselbares Gesicht geben – besonders in der Diaspora.

5. Das Profil der kirchlich-caritativen Fachdienste mit seinen vielfältigen Kooperations- und Vernetzungsmöglichkeiten bietet Vorteile im Wettbewerb

- Spezialisierte und integrierte Beratungsangebote schließen sich nicht aus. Gewachsene Kulturen sollten bei der Konzeptionierung von Kooperation, Vernetzung und Integration angemessen gewürdigt werden. Nutzer, die ausschließlich eine spezielle Beratung möchten, sollen diese weiterhin ohne Umwege erhalten können.
- Die gemeinsame Nutzung räumlicher und organisatorischer Strukturen sowie der effektive Einsatz personeller Ressourcen können zu einer Steigerung der Wirtschaftlichkeit führen.
- Für die Arbeit und für das Zusammenwirken der Beratungsdienste in katholischer Trägerschaft sollten verbindliche Standards vereinbart sein. Ein aktiv betriebenes Qualitätsmanagement dient der stetigen Weiterentwicklung und Sicherung der Qualität der Leistungserbringung.

6. Der Ausbau von Vernetzung, Kooperation und Integration hat Konsequenzen für das Anforderungsprofil der Mitarbeitenden und für die Steuerungsleistung der Träger kirchlicher Beratungsdienste

- Eine weitergehende Kooperation und Vernetzung kirchlicher Beratungsdienste verändert das Anforderungsprofil der Akteure. Die jeweiligen fachlichen Kompetenzen der Berater(innen) müssen um die künftig unverzichtbare Kooperationskompetenz erweitert werden.
- Im Verantwortungsbereich der Träger der katholischen Beratungsdienste liegt die Schaffung eines angemessenen organisatorischen Rahmens für ein stärker vernetztes Arbeiten. Dieser Rahmen umfasst zusätzlich neben dem Konzept zur Personalentwicklung ein Finanz- und Kommunikationskonzept sowie die Einführung eines Qualitätsmanagementsystems.
- Wesentlich ist, dass Mitarbeitende und Träger von Beratungsdiensten in vernetzten Strukturen der gemeinsamen Vergewisserung des kirchlichen Auftrags genügend Raum geben.

Vorstand des
Bundesforums Katholische Beratung
31.08.2007

Kooperation, Vernetzung, Integration

- Erläuterungen zur Begrifflichkeit

In der aktuellen Debatte um die Zukunft der Beratung spielen die drei Begriffe Kooperation, Vernetzung und Integration eine große Rolle. Sie werden häufig mit sehr unterschiedlicher Bedeutung verwendet. Deshalb bietet der Vorstand des Bundesforums Katholische Beratung nachfolgend eine kurze Erläuterung zur Begrifflichkeit an.

Kooperation, Vernetzung und Integration von Beratung dienen der bedarfsgerechten und selbstbestimmten Teilhabe von Menschen, die auf die Unterstützung angewiesen sind, die wir Beratung nennen.

Bedarfsgerecht heißt, dass ein Mensch genau die Beratungsleistung bekommt, die er braucht. Dazu ist die Definition des Problems schon zusammen mit dem betroffenen Menschen in den Beratungsprozess aufzunehmen. Die Definition des Problems kann dazu führen, dass der zunächst erkannte Bedarf umdefiniert werden muss und eine andere Fachlichkeit erforderlich ist. Das verlangt Kooperation (Zusammenarbeit) und Vernetzung (d. h. die Mitarbeitenden verschiedener Fachlichkeiten und Organisationen müssen voneinander, von den Zielen, Möglichkeiten und Grenzen wissen).

Selbstbestimmte Teilhabe heißt, dass die Zugangsmöglichkeiten für alle offen sind und das Wahlrecht der Nutzer(innen) ernst genommen wird. Auch dazu muss die zuerst angegangene Beratungsstelle durch Kooperation, Vernetzung und Bereitschaft zur Integration die Möglichkeit schaffen, dass niemand abgewiesen wird und nach einer ersten, vorläufigen gemeinsamen Definition des Problems an die richtige Stelle weitergeleitet wird. Richtig heißt dabei, dass die Stelle gefunden wird, welche die Fachlichkeit besitzt, die zur ersten, vorläufigen Definition des Problems am besten passt.

Alles Weitere ist eine Frage der Organisation und des Managements.

Kooperation:

Fallbezogene klienten- bzw. patientenbezogene Zusammenarbeit unterschiedlicher Fachkräfte und Institutionen innerhalb eines Versorgungsbereichs/Fachbereichs oder bereichsübergreifend im Hinblick auf eine bedarfsgerechte personenbezogene Hilfeerbringung.

Vernetzung:

Vernetzung versteht sich als Ausbildung, Aufrechterhaltung und Unterstützung einer Struktur, die der Förderung von kooperativen Arrangements unterschiedlicher Personen oder Institutionen dienlich ist und dem Ziel, die optimale Wirksamkeit zu erreichen. Vernetzung kann sich insofern sowohl auf den individuellen Hilfeprozess (z. B. im Sinne von Case-Management) als auch auf die institutionelle Organisation der Hilfe beziehen.

Integration:

Von integrierter Beratung wird dann gesprochen, wenn sie umfassend und ganzheitlich dem Bedarf der Ratsuchenden sozusagen aus einer Hand gerecht zu werden vermag. Integrierte Beratungsleistungen können auf unterschiedliche Weise realisiert werden

- als umfassender Hilfeansatz in den jeweiligen Beratungsstellen durch interdisziplinäre Teams. In welcher Reichweite dies innerhalb eines Beratungsdienstes möglich und auch angemessen ist, wird von der Aufgabe, der Funktion, der leistungsrechtlichen Grundlage und der Kompetenz der Dienste mitbestimmt;
- als verbindliche Kooperation mit anderen Diensten der Freien Träger und/oder Einrichtungen der öffentlichen psychosozialen Versorgung. Hier kommt dem Ansatz des Case-Managements hohe Bedeutung zu, um Ratsuchenden über die institutionellen

Grenzen hinweg eine orientierende Unterstützung zu vermitteln und die nahtlose Hilfeleistung zu erbringen;

- als organisatorische Zusammenführung von Diensten mit dem Ziel eines breiten fachlichen Angebots.

In allen Fällen wird es die Aufgabe der Beratungsstellen sein, die Vielfalt der Problemlagen zu erkennen, sie in der gebotenen Behutsamkeit einerseits und der Klarheit andererseits anzusprechen, entsprechende Vereinbarungen mit den Ratsuchenden zu treffen und die erforderlichen Hilfeleistungen zu realisieren – durch Kooperation innerhalb eines Teams oder durch Kooperation über Einrichtungs- und Fachbereichsgrenzen hinweg.

Keine Kooperation, Vernetzung und Integration ohne Konzeption

Grundsätzlich ist häufig die Sorge bei den Mitarbeitenden vorhanden, dass Kooperation und Vernetzung zu Lasten des Profils eines Dienstes gehen könnte. Diese Befürchtungen müssen ernst genommen werden. Sie lassen sich am ehesten durch eine erarbeitete Konzeption für Kooperation und Vernetzung nachhaltig ausräumen. Kooperation, Vernetzung oder Integration darf die nachfolgend aufgelisteten Unterschiede von Beratungsangeboten nicht einebnen wollen:

- unterschiedliche Zielgruppen (Alter, Familienstand)
- unterschiedliche Anlässe (persönliche, familiäre, arbeitsbezogene)
- unterschiedliche Dauer der Beratungsprozesse
- unterschiedliche Finanzierungskontexte (Kommunal- und Landeszuschüsse, Eigenbeteiligung von Ratsuchenden, kirchliche Eigenmittel)
- unterschiedliche Qualifizierungs- und Ausbildungszugänge der Mitarbeiter(innen) (z.B. Sozialpädagogik, Psychologie, Psychotherapie)
- unterschiedliche Settings (Einzelarbeit, Arbeit mit Paaren und Familien, Gruppenarbeit, Netzwerkprojekte)
- schwerpunktmäßig unterschiedliche Methoden (therapeutische Methoden, pädagogische Instrumente, Gemeinwesenarbeit)
- schwerpunktmäßig unterschiedliche Partner der Beratungsdienste (z. B. Ärzte, Psychiater, Schulen, Arbeitgeber, Krankenkassen)
- unterschiedliche Abrechnungslogiken
- unterschiedliche Dokumentationspflichten.

Es ist hilfreich und notwendig, dass:

- die verschiedenen Dienste ein erkennbares eigenes Profil haben
- es keine Rangelei um Klient(inn)en gibt
- die verschiedenen Dienste ihre fachlichen und professionellen Regeln ohne Einschränkung erfüllen können
- die verschiedenen Dienste keine Kämpfe um Stellenprozente führen müssen
- die jeweilige Qualitätssicherung der verschiedenen Dienste (Fallsupervision) und die fachliche Weiterbildung nicht behindert werden
- die verschiedenen Dienste aufeinander verweisen bzw. anlassbezogen auch gemeinsam Beratungsprozesse gestalten
- so viele Ressourcen wie möglich gemeinsam genutzt werden (Räume, Empfang, telefonische Erreichbarkeit, Verwaltung, Dokumentation, Buchhaltung, EDV, Öffentlichkeitsarbeit, politische und kirchliche Lobbyarbeit, Vertretung in Gremien, ggf. Fortbildungen)
- eine transparente und klare Leitungs- und Kommunikationsstruktur der vernetzten Beratungsdienste etabliert und praktiziert wird
- eine gemeinsame Vergewisserung des kirchlichen Auftrag praktiziert wird.



Herausgegeben vom

Bundesforum Katholische Beratung

**c/o Deutscher Caritasverband e. V.
Karlstraße 40, 79104 Freiburg i. Br.
Telefon: 0761 200-190, Fax: 0761 200-192
E-Mail: theresia.wunderlich@caritas.de**

**c/o Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz
Kaiserstraße 161, 53113 Bonn
Telefon: 0228 103-223, Fax: 0228 103-334
E-Mail: s.schohe@dbk.de**

Gestaltung: Andrea Osterhage, Freiburg
Druck: Stückle Druck, Ettenheim

gedruckt auf chlorfrei gebleichtem Papier